

# Mitteilungen der Ordenskorrespondenz

(abgeschlossen am 15. September 1980)

## VERLAUTBARUNGEN DES HEILIGEN VATERS

### 1. Der Papst in Frankreich

Vom 30. Mai bis 2. Juni 1980 besuchte Papst Johannes Paul II. Frankreich. Bei seiner ersten Ansprache an die Franzosen beim Empfang durch Staatspräsident Valéry Giscard d'Estaing hat der Papst erklärt: „Mein Besuch bei Euch möchte auch ein Aufruf zu neuem Schwung gegenüber den zahlreichen vor Euch liegenden Aufgaben sein.“ Die französischen Katholiken rief er auf: „Gebt der Kirche und der Welt ein Beispiel Eurer fehlerlosen Treue und Eueres missionarischen Eifers.“ Über Mutterschaft und Arbeit sprach der Papst zu den Bewohnern des Pariser Arbeiterviertels um die Basilika St. Denis. „Arbeit ist Liebe, Mutterschaft ist Recht“. Familienbewußtsein und Arbeit gehörten zusammen, bedingten und ergänzten einander. Deshalb müsse das Arbeitsrecht die Familie, nicht ideologische Zielsetzungen oder reine Profitgier in den Mittelpunkt stellen.

Während der Papst Klassenkampfparolen das Zeugnis des Evangeliums — „die Liebe siegt“ — entgegenhielt, verwies er Abtreibungsparen gegenüber auf das „Recht auf Mutterschaft“. Er verurteilte die Abtreibung auch für den Fall, daß ein behindertes Kind zu erwarten ist. „Der Wert der Menschlichkeit wird auch durch solche Kinder bekräftigt“, erklärte er und mahnte: „Das Grundrecht des Menschen ist sein Recht auf Leben. Dieses Recht, diesen Wert müssen wir verteidigen.“

Dem sogenannten Progressismus in der Kirche sowie allen Versuchen, die Konzilsbeschlüsse zu revidieren, erteilte Johannes Paul II. bei seiner Ansprache an die französischen Bischöfe eine Absage und forderte zur Verwirklichung der Richt-

linien des Zweiten Vatikanischen Konzils auf. Gewisse Interpretationen der Konzilsbeschlüsse entsprächen nicht der authentischen Lehre, stellte der Papst fest und verurteilte gleichermaßen „Progressismus“ wie „Integrismus“. Die Progressisten trügen dem Empfinden des desorientierten Gläubigen, dem Wesen des Glaubens und der Einheit und Universalität der Kirche nur ungenügend Rechnung. Die Anhänger des „Integrismus“ dagegen verhärteten sich, indem sie sich selbst in einen bestimmten Zeitschnitt der Kirche einsperrten und dessen theologische oder liturgische Äußerungen „absolut“ setzten.

In Paris sprach Papst Johannes Paul II. vor 90 000 Jugendlichen. Die Schwerpunkte seiner Rede richteten sich gegen die Konsumgesellschaft und gegen die sexuelle Freizügigkeit. Die Jugendlichen antworteten mit Jubel, in keiner Weise jedoch mit Reaktionen des Unmuts über das, was ihnen der Papst zu sagen hatte.

Sicher ist, daß die „älteste Tochter der Kirche“, an deren Treue der Papst bei seinen Ansprachen in Paris und in Lisieux immer wieder appellierte, eine Aufwertung erfahren hat.

Die radikale Bedrohung der gesamten Menschheit fordere alle Nationen ohne Ausnahme und über alle ideologischen Gegensätze hinweg zu höchstem Einsatz auf, unterstrich der Papst zum Abschluß seines Paris-Aufenthalts vor der UNESCO, der Organisation der Vereinten Nationen für Erziehung, Wissenschaft und Kultur, die ihren Sitz in der französischen Hauptstadt hat. Ursachen der gegenwärtigen Krise seien das Schwinden moralischer Werte, eine unzureichende Erziehung zum Menschsein, die Beeinträchtigung nationaler Souveränität, die Zweckentfremdung der Wissenschaft und das unverminderte Wettrüsten. Die Wissenschaftler forderte

der Papst auf, ihre ganze moralische Autorität aufzuwenden, um die Menschheit vor einer Zerstörung durch den Atomkrieg zu bewahren. Sein Appell an die UNESCO gipfelt in dem Aufruf: „Lassen Sie nicht nach, machen Sie unvermindert weiter, hören Sie nie auf.“ Die Weltorganisation war nach dem Zweiten Weltkrieg in der Überzeugung gegründet worden, daß man einem künftigen Krieg am besten durch die Intensivierung der Zusammenarbeit der Völker auf intellektuellem Gebiet entgegenwirken könne. (RB n. 24, 15. 6. 80, S. 6).

## 2. Seligsprechung

Papst Johannes Paul II. hat am 22. Juni 1980 fünf Männer und Frauen seliggesprochen. Die neuen Seligen sind der „Apostel Brasiliens“, José de Anchieta SJ (1523–1591), der Gründer des Bethlehemiten-Ordens in Guatemala, Pedro de Betancur (1626–1667), die erste Missionarin Kanadas, Marie de Incarnation, aus dem Orden der Ursulinen (1599–1672), der Gründer der Kirche im französischen Sprachgebiet von Nordamerika, François de Montmorency-Laval (1623–1708), und die erste nordamerikanische Indianerin, Katharina Tekakwitha (1656–1680), die von den amerikanischen Indianern die „Lilie der Mohawks“ genannt wird. In seiner Ansprache hob der Papst vor allem das beispielhafte Wirken dieser Männer und Frauen hervor, die unter „unsagbaren Mühen und Schwierigkeiten“ das Evangelium verkündet haben. In der menschlich unerklärlichen Bereitschaft gegenüber dem göttlichen Willen sind sie in fremde Länder aufgebrochen, „nicht um Reichtümer oder weltlichen Ruhm zu suchen, noch um interessante Abenteuer zu bestehen, sondern einfach, um ihren Mitmenschen zu verkünden, daß Gott die Liebe ist, daß Jesus von Nazareth der Messias und Gottes Sohn ist, der Erlöser und endgültige Befreier jedes Menschen“ (L'Osservatore Romano n. 143 v. 22. 6. 80)

## 3. Bilanz des Pontifikats

Die vom Konzil gewünschte Erneuerung und bessere Selbstverwirklichung der Kirche hat der Papst in Treue zu Christus und in Kollegialität mit allen Bischöfen der katholischen Weltkirche angestrebt. Das ist die Kernaussage eines umfassenden Überblicks, den Johannes Paul II. über die ersten zwanzig Monate seines Dienstamtes gab. Er sprach am Vorabend des Festes Peter und Paul in der Audienzhalle vor allen Mitarbeitern der Römischen Kurie. Erstmals waren zu diesen jährlichen Begegnungen mit dem Papst auch die Laien geladen und Johannes Paul II. dankte ausdrücklich allen „vom Kardinalspräfekten bis zum letzten Türsteher“, für ihre Mitarbeit. Der Papst unterstrich in seiner außergewöhnlich langen Rede — er sprach eineinhalb Stunden — wiederholt die Mitverantwortung aller katholischen Bischöfe im Rahmen des Primats. Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil sei die Sendung des Petrusnachfolgers als „Primas“ von einem „starken Rahmen der Kollegialität“ umgeben; diesem „Grundprinzip“ der Kirche müsse immer stärker und auf verschiedenste Weise entsprochen werden. Johannes Paul II. nannte als Beispiele kollegialer Mitverantwortung nicht nur die Funktionen des Kardinalskollegiums und der Römischen Bischofssynode. Er stellte in diesen Rahmen ausdrücklich auch die Sondersynode der niederländischen und der ukrainischen Bischöfe sowie seine Begegnungen mit den Bischofskonferenzen während seiner Reisen und mit den Bischöfen während der „Ad-Limina-Besuche“ in Rom. Besonders würdigte er, daß auch die deutschen Kardinäle und Bischöfe „kürzlich die bisweilen bedrückende Realität der Kollegialität unter Beweis gestellt haben“, womit er ohne Namensnennung auf den Fall Küng anspielte. Die ökumenische Arbeit bezeichnete der Papst als „vorrangig“. Er gab eine detaillierte Schilderung seiner bisherigen

Bemühungen auf diesem Gebiet und versicherte seinen weiteren entschiedenen Einsatz auf dem Weg der Christen zueinander. Er erinnerte an seinen Besuch beim ökumenischen Patriarchen Dimitrios I. und bestätigte seine Überzeugung, der kürzlich begonnene theologische Dialog müsse Katholiken und Orthodoxe „zu Beginn des nächsten Jahrhunderts in voller Einheit sehen“. Das betonte Bemühen um Einheit zwischen Ost- und Westkirche hat den gemeinsamen Weg zur wiederzufindenden Einheit zwischen der römischen und den reformatorischen Kirchen nicht beeinträchtigt. Johannes Paul II. verwies hier zunächst auf seine Begegnung mit den anglikanischen Erzbischöfen Donald Coggan (in Rom) und dessen Nachfolger Robert Runcie (in Afrika) und kündigte an, die Ergebnisse der gemeinsamen Studien anglikanischer und katholischer Theologen würden „sehr wichtig“ sein und voraussichtlich Ende des kommenden Jahres veröffentlicht werden. Auch das Gespräch mit den Lutheranern gehe weiter, sagte der Papst, und erinnerte an die „besondere Bedeutung“ der Gespräche anlässlich der 450-Jahr-Feier der „Confessio Augustana“ in Augsburg. Mit Hinweis auf seinen Brief an die deutschen Bischöfe (OK 21, 1980, 351) betonte er erneut, die erstrebte Einheit könne nicht in einem „Kompromiß“ zwischen den verschiedenen theologischen Positionen, sondern „nur in einer gemeinsamen Begegnung in der Fülle der christlichen Wahrheit“ gesucht werden. In diesem Zusammenhang appellierte er erneut an die katholischen Theologen, sich ihrer schweren Verantwortung bewußt zu sein, und erinnerte an die von Christus verheißene Unfehlbarkeit der Kirche. Im Rahmen seiner Ausführungen über die Selbstverwirklichung der Kirche auf allen Ebenen richtete der Papst das Augenmerk aller insbesondere auf die Familie, die heute schwer bedroht sei. Sie ist Thema der Sitzung der Römischen Bischofssynode 1980. (KNA).

#### 4. Der Papst in Brasilien

Die Herzlichkeit, mit der die Brasilianer Papst Johannes Paul II. empfangen haben, wurde deutlich, als der Papst am 30. Juni vom Flughafen von Brasilia zur Esplanade der Ministerien im Zentrum der Hauptstadt fuhr, um seine erste Messe in Brasilien zu feiern.

Im Regierungsviertel war vor dem Parlament ein drei Meter hoher Altar errichtet worden. In seiner Predigt bei diesem Gottesdienst ging der Papst auf die Rolle ein, die Brasilien — das größte katholische Land der Welt — vor allem in Lateinamerika, aber auch in der gesamten Welt spielen könne. Nachdem er auf die Geschichte der Missionare in diesem riesigen Land eingegangen war, warnte er die Priester vor der Versuchung, ihre Aufgabe auf politische Ziele zu reduzieren.

Diese Warnung erhielt ihr volles Gewicht vor dem Hintergrund der Worte, die er zuvor an den brasilianischen Präsidenten Joao Figueiredo gerichtet hatte: Das „katholische“ Brasilien müsse ein Beispiel für soziale Gerechtigkeit und Solidarität sein. Mit großem Nachdruck äußerte er den Wunsch, daß Gott den Brasilianern helfen möge, „ein beispielhaftes soziales Zusammenleben zu ermöglichen“, das die Gleichgewichtsstörungen und Unebenheiten in Gerechtigkeit und Eintracht, mit Klarheit und Mut überwinde. Einem Journalisten, der ihn vor der Abreise gefragt hatte: „Fahren sie nach Brasilien, um zu lehren, oder um zu lernen?“ hatte er lächelnd geantwortet: „Ich lehre immer, das ist ja schließlich auch mein Beruf. Es ist notwendig, das Lernen zu lehren und beim Lehren zu lernen.“

Vor seiner Abfahrt aus der brasilianischen Hauptstadt gab Johannes Paul II. 238 Inhaftierten im Gefängnis von Papuda seinen Segen. In portugiesisch erklärte er, daß sein Besuch im Gefängnis ihm Gelegenheit gebe, alle Häftlinge des Landes zu grüßen.

Dann traf der Papst in Belo Horizonte, der Hauptstadt des Staates Minas Gerais, der zweiten Etappe seiner Reise, ein.

Auf Spruchbändern standen Grußworte wie „Verteidiger der Menschenrechte“, „Hüter des Glaubens“ oder „Vater der Jugend“. Damit versicherten die Bergleute von Belo Horizonte dem Oberhaupt der Kirche ihre Treue. Den jungen Leuten sagte der Papst dasselbe, was er auf seinen früheren Reisen den jungen Iren, Amerikanern und Franzosen gesagt hatte: „Laßt euch nicht zu Werkzeugen machen.“ Der Papst erinnerte die Hunderttausende von Jugendlichen an seine eigenen Erfahrungen als junger Arbeiter, Student und Seelsorger in der harten Realität des Zweiten Weltkrieges. Damals, so betonte er, habe er verstanden, daß es keine gerechte Gesellschaft gibt, daß die Utopie einer klassenlosen Gesellschaft nur zur Einrichtung von Gesellschaften mit neuen Klassen führe.

Die Begeisterung hielt sich am ersten Tag des Besuches in Rio in Grenzen. Zweimal hielt der Papst auf der zweistündigen Fahrt an: Das erste Mal um Jugendliche zu begrüßen, das zweite Mal um eine Samba-Schule zu segnen. Den jungen Leuten rief er zu: „Der größte Reichtum dieses ungeheuer reichen Landes seid ihr. Die Zukunft dieses Landes ist in eurer Gegenwart enthalten. Deshalb schaut dieses Land — und mit ihm die Kirche — mit Aufmerksamkeit und Hoffnung auf euch.“

Eine halbe Million Menschen versammelte sich auf dem Platz vor dem Gefallenendenkmal auf dem Flamengo-Damm in Rio zur Eucharistiefeier. Johannes Paul II. ging in seiner Predigt von der Feststellung aus, daß für die Brasilianer die Familie eine „außerordentlich bedeutsame Wirklichkeit“ darstellt. Er wies auf Gefährdungen sozialer Art hin, auf unmenschliche Wohnungsverhältnisse, auf ein mangelndes Gesundheitswesen und unzureichende Erziehungseinrichtungen.

Er stellte fest, daß im Innern des Landes und in den Randgebieten der großen Städte Millionen Familien leiden, weil es keine Arbeit gibt oder die Löhne nicht ausreichen. Ein anderes Problem sei die weitgehende Auflösung der Familie, weil die menschlichen und christlichen Normen der Familie in verschiedenen Kreisen der Bevölkerung unbekannt seien oder mißachtet würden.

Den dritten Tag seiner Brasilienreise begann der Papst in einem Elendsviertel der Favela von Vidigal, die etwa 25 000 Einwohner zählt.

Hier, wo ein Quadratmeter des angrenzenden berühmten Badestrandes von Copacabana nur mit Gold aufgewogen wird, prangerte Johannes Paul II. die Kluft zwischen arm und reich und die ungerechte Verteilung der Güter an. Im Namen Christi und der Menschlichkeit rief er die Reichen dazu auf, ihre Augen nicht vor dem Elend ihrer Brüder zu verschließen. „Der einzige Kampf, dem die Kirche dienen will, ist der Kampf für Wahrheit und Gerechtigkeit, ist der Kampf für das wahre menschliche Wohl, der Kampf, in dem die Kirche mit jedem Menschen solidarisch ist“. Vor der kleinen Kirche Santa Monica brachte er sein Mitgefühl in einer Geste zum Ausdruck: Er streifte seinen goldenen Bischofsring vom Finger und steckte ihn dem Pfarrer von Vidigal, Italo Coelho zu, mit den Worten: „Das ist für Ihre Pfarrei.“

Am 2. Juli weihte Johannes Paul II. im Maracana-Stadion von Rio vor 140 000 Gläubigen 70 brasilianische Priester. Dabei rief er zu einer engagierten Nachfolge Christi auf: Nach Überzeugung des Papstes führt nicht die Vermeidung von Opfer und Verzicht, wie zum Beispiel die Abschaffung des Pflichtzölibats, zu einer größeren Anzahl von Priestern. Was fehle, sei vor allem ein echtes Empfinden für den Glauben, den die Priester in ihren Gemeinden wieder wecken müßten.

Die neuen Formen des Ordenslebens, die kleineren Gemeinschaften mitten unter den Menschen, will Papst Johannes Paul II. nur unter gewissen Voraussetzungen akzeptieren. In seiner Ansprache an Tausende von Mitgliedern religiöser Frauenorden und Säkularinstitute in Sao Paulo bezeichnete er die Ordensschwester als „echten Kirchenschatz“. Wichtig für neue Formen der Präsenz von Ordensschwester mitten in der Welt sei aber u. a. die Bereitschaft, die gemachten Erfahrungen objektiv zu beurteilen und sich, wenn nötig, demütig und mutig auf Verbesserungen oder auf ein Abbrechen des Experiments einzulassen. Alle in der Seelsorge und Sozialarbeit tätigen Ordensschwester warnte der Papst vor „übertriebenem Verlangen nach Wendigkeit und Spontaneität“. Allen obliege die Pflicht, wenigstens ein Minimum an Gemeinschaftsleben in ihren jeweiligen Ordenshäusern einzuhalten, um so einen „Zufluchtsort“ für das eigene Herz zu haben.

In Aparecida, dem bedeutendsten brasilianischen Marienwallfahrtsort, hat der Papst am 4. Juli die gesamte Bevölkerung des Landes der Gottesmutter geweiht. Johannes Paul II. war von Sao Paulo aus im Hubschrauber zu dem rund 160 Kilometer entfernten „Heiligtum unserer Frau von Aparecida“ weitergereist. Auf dem Vorplatz der in moderner Bauweise errichteten Marienbasilika feierte er mit Hunderttausenden von Pilgern die Eucharistie. Anschließend weihte der Papst die Basilika. Der Bau ist ein bedeutendes Werk zeitgenössischer religiöser Architektur. Er hat die Form eines griechischen Kreuzes. In seiner Mitte erhebt sich der Hauptaltar, der von zwölf kleineren Altären umgeben ist. Der imposante Baukomplex wird von einer großen vergoldeten Kuppel überragt. Die Seelsorge am Wallfahrtsort Aparecida ist seit über 80 Jahren den Redemptoristen übertragen.

Bei der Weihe der Basilika bat der Papst um die Fürsprache Mariens, „auf daß die Kirche Brasiliens im beständigen Dienst am Menschen das ganze Volk verteidige, insbesondere die Armen, die Notleidenden und die sozial Schwachen“. Weiter betete er zur Gottesmutter, „daß die Kirche Brasiliens immer der Gerechtigkeit unter den Menschen dienen möge sowie zum Gemeinwohl aller und zum sozialen Frieden beitrage“. Die Erwachsenen, die Jugend und die Kinder, die Kranken und die Einsamen, die Akademiker wie die Bauern und Handwerker, sie alle stellte der Papst unter den besonderen Schutz der „Jungfrau von Aparecida“.

In seiner Ansprache während der Eucharistiefeier rief der Papst die Brasilianer zu einer noch innigeren Marienverehrung auf. Er erinnerte daran, daß die Liebe und die Verehrung der Gottesmutter „grundlegende Elemente in der lateinamerikanischen Kultur“ sind. Er sei zuversichtlich, daß auch die Seelsorger diese charakteristische Eigenschaft der Religiosität des brasilianischen Volkes zu schätzen und zu unterstützen wüßten. Seinen Aufruf zu einer noch verstärkten Verehrung der Gottesmutter faßte er mit den Worten zusammen: „Durch Maria zu Jesus.“ Schließlich wies der Papst auf die zahlreichen Möglichkeiten der Zwiesprache mit der Gottesmutter hin. Dabei setzte er sich besonders für die Wiederbelebung des Rosenkranzgebetes ein. Der Wunsch des Papstes ist, daß der Rosenkranz in allen brasilianischen Familien gebetet wird, denn nach seiner Überzeugung liegt in der Marienverehrung die Quelle und der Anfang jeder echt christlichen Lebensführung.

4. Juli: Triumphaler Empfang für den Papst in *Porto Alegre*, der südlichsten Station seiner Brasilien-Reise. Vor Hunderttausenden, darunter auch viele Pilger aus den Nachbarstaaten sagte er: „Ich bin gekommen, um Euch besser kennenzulernen, Euch zu hören, mit Euch zu sprechen, Euch im Glauben zu stärken

und Euch zu zeigen, daß die Kirche Euch nahe ist und Eure Sorgen, Leiden und Hoffnungen teilt.“

5. Juli: Begegnung mit den Seminaristen im Stadion Gigantinho. Der Papst unterstreicht in seinen Ansprachen Familien- und Gemeindekatechese. In *Curitiba* Begegnung mit Portugiesen, Polen, Ukrainern, Deutschen und Italienern.

6. Juli: In Salvador da Bahia betont Johannes Paul II.: „Den Menschen als Maßstab zu nehmen heißt, sich für die Änderung aller ungerechten Verhältnisse einzusetzen.“ Er hätte gern, sagt er beim Gottesdienst in der Siedlung, den Menschen in jeder Hütte Brasiliens einen Besuch abgestattet.

7. Juli: Bei einem weiteren Gottesdienst in *Salvador da Bahia* betont er die einheitsstiftende Funktion der Kirche inmitten der vielen Rassen, Kulturen und Mentalitäten. In *Recife* unterstreicht der Papst das Recht der Landarbeiter auf Teilnahme am Leben der Betriebe und Organisationen.

8. Juli: Der Papst trifft in *Teresinha* ein. Von dort reist er weiter in die Hafenstadt Belem, wo er das Priesterseminar und am Nachmittag eine Kolonie von Leprakranken besucht.

9. Juli: In *Fortaleza* eröffnet Johannes Paul II. den 10. Eucharistischen Nationalkongreß Brasiliens. In der dreieinhalbstündigen Eröffnungsfeier unterstreicht der Papst die Bedeutung der Eucharistie für die Verbindung mit Christus und die Einheit der Menschen. Im Brotbrechen erwache auch die Liebe zu den Armen, Verlassenen und Einsamen.

10. Juli: In Manaus, der letzten Station seiner Brasilienreise, setzt sich der Papst für die Rechte der Indios ein. 90 Indiohäuptlinge überreichen ihm einen offenen Brief, in dem sie die fortschreitende Ausrottung der brasilianischen Indios anprangern. Beim Abschlußgottesdienst würdigt er in Manaus die Arbeit der Missionare.

Mission gehöre „in den Brennpunkt des Auftrags der Kirche“.

Die zahlreichen Reden des Papstes, die thematisch eindeutig von der Situation des Landes bestimmt sind, aber für ganz Lateinamerika Bedeutung haben, lassen folgende Schwerpunkte erkennen:

Soziale und wirtschaftliche Ungerechtigkeit in Industrie und Landwirtschaft und die Reaktion der Kirche darauf; Volksfrömmigkeit angesichts der vielen synkretistischen Neigungen der brasilianischen Bevölkerung; die Aufgabe der Priester und die Familienseelsorge.

Je mehr sich Johannes Paul II. dem Äquator näherte, desto heißer wurden Emotionen, desto stürmischer die Begeisterung der Menge, desto engagierter auch seine Botschaft. Mehr und mehr zeigte sich die Fähigkeit des Papstes, sich mit den Sorgen und Nöten der Menschen zu identifizieren, den richtigen Ton, die richtige Geste zum rechten Zeitpunkt zu finden. Er griff die großen Probleme der brasilianischen Gesellschaft auf, bestärkte, sprach Mut zu, zeigte Wege und Grenzen auf und wurde so zu einem Kristallisationspunkt der Hoffnung und des erneuerten Selbstbewußtseins für Millionen von Brasilianern.

Brasilien Bischöfe waren — wie Dom Ivo Lorscheiter, der Vorsitzende der brasilianischen Bischofskonferenz bestätigte — am Ende der Papstreise nicht nur zufrieden, sondern glücklich über deren Ergebnis. Sie haben in Johannes Paul II. einen Papst erlebt, der nicht nur „Anweisungen“ erteilte, sondern auch ihre eigenen Probleme hören wollte und versprach, darüber nachzudenken — eine „neue Art, das Papstamt auszuüben“. Am wichtigsten jedoch war ihnen die ausdrückliche Solidarität des Papstes mit ihrer seelsorglichen Linie, für die Johannes Paul II. den neuen Ausdruck der „Sozialpastoral“ prägte. Durch die Berufung auf die grundlegende Einheit aller Bischöfe im Glauben an Christus und die Kirche hat Johannes

Paul II. auch den inneren Zusammenhalt einer Bischofskonferenz gestärkt. (MKKZ v. 20. 7. 80, S. 15; KNA).

#### AUS DEM BEREICH DER BEHÖRDEN DES APOSTOLISCHEN STUHLES

##### 1. Päpstliche Kommission für die Instrumente der sozialen Kommunikation

Im Anschluß an die Botschaft des Papstes zum 14. Welttag der sozialen Kommunikationsmittel (OK 21, 1980, 351) veröffentlichte die Päpstliche Kommission für die Instrumente der sozialen Kommunikation zum 18. Mai 1980 ein Dekret zum Thema „Soziale Kommunikationsmittel und Familie“. In dem Dekret wird die beständige Aufmerksamkeit der Kirche hinsichtlich der Rolle der sozialen Kommunikationsmittel hervorgehoben; der schöpferische Wert der Kommunikationsmittel wird unterstrichen. Das Dekret widmet sich dann ausführlich den Pflichten der Familie. Die Familie wird als Empfängerin, Korrektorin und Erzieherin gegenüber den Mitteln der sozialen Kommunikation bezeichnet. Die Familie, aber auch die Fachleute der sozialen Kommunikation tragen eine besondere Verantwortung angesichts der Einflußkraft der Massenmedien. Die Familie, in ihrer Ursprünglichkeit und Naturgegebenheit, sei ein Spiegel der zu fördernden Werte. Die sozialen Kommunikationsmittel müßten die Familie und ihre unaufgebbaren Werte verteidigen. Es gelte, sich zu organisieren (Amtsblatt Trier 1980, 109).

##### 2. Kongregation für den Klerus

Unter dem Datum des 25. März 1980 veröffentlichte die Kongregation für den Klerus Direktiven für eine bessere Verteilung des Klerus. Die Direktiven nehmen Bezug auf das Konzilsdekret *Christus Dominus* (n. 6), das von der Verpflichtung handelt, priesterarmen Gebieten zu helfen. Die Direktiven der Kle-

ruskongregation appellieren an die Pflicht der Ortskirchen, zusammenzuarbeiten und sich gegenseitig Hilfe zu leisten. Diese Pflicht ergebe sich aus dem Auftrag Christi und aus dem Verständnis des Bischofsamtes in seiner Mitverantwortung für die Universalkirche. Nummer 6 der Direktiven handelt von der Mitarbeit der Ordensleute. Der Ordensstand sei wesentlich auf die Universalkirche hingeordnet. Bei den Ordensmännern und -frauen müsse daher das Gespür wach sein, in echter Verantwortung für die Kirche ihre pastoralen Schwerpunkte dort zu sehen, wo in den Ortskirchen eine besondere Notlage vorhanden sei. Die Ordensleute müßten durch ihre Präsenz und Verfügbarkeit ein Zeichen setzen. Die Direktiven handeln ferner von den missionarischen Möglichkeiten der Laien, in klarer Abhebung von den Aufgaben des Priesteramtes und -dienstes. Die Direktiven zeigen die Qualitäten an, welche jene Priester besitzen müssen, die in andere Gegenden geschickt werden (n. 23—31). Auch die Fragen der materiellen Versorgung und des Unterhaltes werden nicht übergangen. Das Verantwortungsgefühl aller Gläubigen müsse geweckt werden hinsichtlich des Auftrages der Kirche in der Welt von heute. In diesem Zusammenhang ist auch von der Mitsorge um Berufe die Rede. Die Direktiven geben schließlich eine Reihe konkreter Orientierungen für die Bischofskonferenzen und handeln in diesem Rahmen auch von der Zusammenarbeit mit den Vereinigungen der Höheren Ordensobern (n. 21). Die Bischofskonferenzen müßten dazu die Initiative ergreifen. Ausdrücklich wird die Bedeutsamkeit der „gemischten Kommission“ genannt. Die Direktiven enthalten (n. 8—9) eine Reihe aufschlußreicher statistischer Angaben: Gesamtzahl der Menschheit: 4 094 110 000, davon 739 127 000 Katholiken, d. h. 18% der gesamten Menschheit. Unter der Rücksicht der Gesamtzahl der Menschheit treffen auf je 100 000 Menschen in Asien zwei

Priester, in Afrika vier Priester, in Lateinamerika 13 Priester, in Ozeanien 26 Priester, in Nordamerika 29 Priester und in Europa 31 Priester. Auf je 100 000 Katholiken treffen in Lateinamerika 16 Priester, in Afrika 33 Priester, im südlichen Asien und im fernen Orient 43 Priester, in Europa 93 Priester, in Ozeanien 104 Priester, in Nordamerika 120 Priester und im mittel-östlichen Teil Asiens 133 Priester. Daraus ergibt sich: in Europa und Nordamerika wohnen 45% aller Katholiken, und es sind dort 77,2% aller Priester tätig. In Lateinamerika und auf den Philippinen befinden sich ebenfalls 45% aller Katholiken, aber nur 12,62% aller katholischen Priester; d. h. wo in Europa und Nordamerika vier Priester tätig sind, steht in Lateinamerika und auf den Philippinen nur einer zur Verfügung. Alle Zahlen beziehen sich auf statistische Erhebungen aus 1977 (AAS 72, 1980, 343).

### 3. Kongregation für die Glaubenslehre

Am 26. Juni 1980 wurde eine Erklärung der Kongregation für die Glaubenslehre zur Euthanasie veröffentlicht. Die Erklärung, die das Datum vom 5. Mai 1980 trägt, hat folgenden Wortlaut:

Die Rechte und Werte der menschlichen Person sind von großer Bedeutung bei den Fragen, die von den Menschen unserer Tage diskutiert werden. Das II. Vatikanische Konzil hat, was dieses Thema angeht, die überragende Würde der menschlichen Person, besonders ihr Recht auf Leben, feierlich bekräftigt. Deshalb hat das gleiche Konzil auch die Anschläge gegen das Leben, zu denen „jede Art Mord, Völkermord, Abtreibung, Euthanasie und auch der freiwillige Selbstmord“ gehören, angeprangert (Pastoralkonstitution *Gaudium et Spes*, N. 27).

Vor einiger Zeit hat die Kongregation für die Glaubenslehre allen Gläubigen die Lehre der katholischen Kirche zum Schwangerschaftsabbruch in Erinnerung gerufen.

Nun hält es die gleiche Kongregation für angebracht, die Lehre der Kirche zur Euthanasie darzulegen.

Die letzten Päpste haben bereits die Grundsätze dieser Lehre herausgestellt, welche ihr volles Gewicht behalten; doch haben die Fortschritte der Medien bewirkt, daß in den letzten Jahren in der Frage der Euthanasie neue Aspekte sichtbar wurden. Diese machen es erforderlich, daß die betreffenden ethischen Normen noch mehr verdeutlicht werden.

In der heutigen Gesellschaft, in der sogar die grundlegenden Werte des menschlichen Lebens oft in Frage gestellt werden, wirken sich die Veränderungen im Bereich der Zivilisation auch auf die Bewertung von Tod und Schmerz aus. Es ist ferner zu beachten, daß die Fähigkeit der ärztlichen Kunst, zu heilen und das Leben unter bestimmten Bedingungen zu verlängern, zugenommen hat, wobei sich natürlich zuweilen einige moralische Fragen ergeben. Menschen, die sich in einer solchen Lage befinden, fragen sich besorgt nach dem Sinn eines extrem hohen Alters und des Todes. Es versteht sich, daß sie in der Folge auch die Frage stellen, ob sie das Recht haben, sich selber oder ihren Angehörigen einen „gnädigen Tod“ zu verschaffen, der die Leiden abkürzen könnte und der nach ihrer Ansicht der Würde des Menschen besser entspreche.

Mehrere Bischofskonferenzen haben der Kongregation für die Glaubenslehre hierzu einige Fragen vorgelegt. Die Kongregation hat zu den verschiedenen Aspekten der Euthanasie das Urteil von Fachleuten eingeholt und möchte nun mit dieser Erklärung auf die Anfragen der Bischöfe antworten, damit diese leichter die ihnen anvertrauten Gläubigen richtig unterweisen und den Regierungsstellen zu dieser schwerwiegenden Frage Gesichtspunkte zur Reflexion anbieten können. Die in diesem Dokument vorgelegten Überlegungen richten sich vor allem an jene, die an Christus glauben und auf ihn ihre Hoff-

nung setzen; denn aus Christi Leben, Tod und Auferstehung haben das Leben und besonders der Tod der Christen eine neue Bedeutung gewonnen, wie der hl. Paulus sagt: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Ob wir leben oder ob wir sterben, wir gehören dem Herrn“ (Röm 14,8; vgl. Phil 1,20).

Was aber die Gläubigen anderer Religionen betrifft, werden die meisten von ihnen sicher darin mit uns übereinstimmen, daß der Glaube an Gott, den Schöpfer und Herrn des Lebens, und an seine Vorsehung — sofern sie diesen teilen — jeder menschlichen Person eine erhabene Würde verleiht und deren Achtung schützt.

Es ist zu hoffen, daß diese Erklärung bei allen Menschen guten Willens Zustimmung finden kann; denn auch wenn sie unterschiedliche philosophische Lehren und Ideologien vertreten, so haben sie doch ein waches Bewußtsein von den Rechten der menschlichen Person. Gerade diese Rechte sind ja auch im Verlauf der letzten Jahre in Erklärungen internationaler Gremien oft proklamiert worden. Da es sich hier um fundamentale Rechte handelt, die jeder menschlichen Person zukommen, darf man sich keineswegs auf Argumente aus dem politischen Pluralismus oder der Religionsfreiheit berufen, um die universale Geltung dieser Rechte zu leugnen.

Das menschliche Leben ist die Grundlage aller Güter und zugleich die notwendige Quelle und Vorbedingung für alle menschliche Tätigkeit sowie auch für jegliches gesellschaftliche Zusammensein. Während die meisten Menschen das menschliche Leben als etwas Heiliges betrachten und zugeben, daß niemand darüber nach Willkür verfügen darf, so vermögen die an Christus Glaubenden in ihm noch etwas Höheres zu erkennen, nämlich das Geschenk der Liebe Gottes, das sie bewahren und fruchtbar machen müssen.

Aus dieser letzteren Überlegung ergibt sich Folgendes:

1. Niemand kann das Leben eines unschuldigen Menschen angreifen, ohne damit der Liebe Gottes zu ihm zu widersprechen und so ein fundamentales unverlierbares und unveräußerliches Recht zu verletzen, ohne also ein äußerst schweres Verbrechen zu begehen.

2. Jeder Mensch muß sein Leben nach dem Ratschluß Gottes führen. Es ist ihm als ein Gut anvertraut, das schon hier auf Erden Frucht bringen soll, dessen volle und endgültige Vollendung jedoch erst im ewigen Leben zu erwarten ist.

3. Der Freitod oder Selbstmord ist daher ebenso wie der Mord nicht zu rechtfertigen; denn ein solches Tun des Menschen bedeutet die Zurückweisung der Oberherrschaft Gottes und seiner liebenden Vorsehung. Selbstmord ist ferner oft die Verweigerung der Selbstliebe, die Verleugnung des Naturinstinktes zum Leben, eine Flucht vor den Pflichten der Gerechtigkeit und der Liebe, die den Nächsten, den verschiedenen Gemeinschaften oder auch der ganzen menschlichen Gesellschaft geschuldet werden — wenn auch zuweilen, wie alle wissen, seelische Verfassungen zugrunde liegen, welche die Schuldhaftigkeit mindern oder auch ganz aufheben können.

Vom Selbstmord muß jedoch jenes Lebensopfer deutlich unterschieden werden, das jemand aus einem übergeordneten Grund — wie Gottes Ehre, das Heil der Seelen oder der Dienst an den Brüdern — bringt, indem er sein Leben hingibt oder der äußersten Gefahr aussetzt (vgl. Joh. 15,14).

Um die Frage der Euthanasie richtig zu behandeln, muß zunächst die Bedeutung der verwendeten Begriffe genau geklärt werden.

Etymologisch bezeichnete Euthanasie in der Antike den sanften Tod, ohne übermäßige Schmerzen. Heute denkt man

nicht mehr an diese ursprüngliche Bedeutung des Ausdrucks, sondern vielmehr an einen ärztlichen Eingriff, durch den die Schmerzen der Krankheit oder des Todeskampfes vermindert werden, wobei zuweilen die Gefahr besteht, das Leben vorzeitig zu beenden. Schließlich wird das Wort in einem noch engeren Sinn verstanden, und zwar: töten aus Barmherzigkeit, in der Absicht, extreme Schmerzen endgültig zu beenden oder um Kindern mit Geburtsfehlern, unheilbar Kranken oder Geisteskranken eine Verlängerung ihres harten Lebens zu ersparen, das vielleicht noch etliche Jahre dauern würde und den Familien und der Gesellschaft eine allzu schwere Last aufbürden könnte.

Es muß daher klar sein, in welchem Sinn der Ausdruck in diesem Dokument verwendet wird.

Unter Euthanasie wird hier eine Handlung oder Unterlassung verstanden, die ihrer Natur nach oder aus bewußter Absicht den Tod herbeiführt, um so jeden Schmerz zu beenden. Euthanasie wird also auf der Ebene der Intention wie auch der angewandten Methoden betrachtet.

Es muß erneut mit Nachdruck erklärt werden, daß nichts und niemand je das Recht verleihen kann, ein menschliches Lebewesen unschuldig zu töten, mag es sich um einen Fötus oder einen Embryo, ein Kind, einen Erwachsenen oder Greis, einen unheilbar Kranken oder Sterbenden handeln. Es ist auch niemandem erlaubt, diese todbringende Handlung für sich oder einen anderen zu erbitten, für den er Verantwortung trägt, ja man darf nicht einmal einer solchen Handlung zustimmen, weder explizit noch implizit. Es kann ferner keine Autorität sie rechtmäßig anordnen oder zulassen. Denn es geht dabei um die Verletzung eines göttlichen Gesetzes, um eine Beleidigung der Würde der menschlichen Person, um ein Verbrechen gegen das Leben, um einen Anschlag gegen das Menschengeschlecht.

Es kann vorkommen, daß wegen langanhaltender und fast unerträglicher Schmerzen aus psychischen oder anderen Gründen jemand meint, er dürfe berechtigterweise den Tod für sich selbst erbitten oder ihn anderen zufügen. Obwohl in solchen Fällen die Schuld des Menschen vermindert sein oder gänzlich fehlen kann, so ändert doch der Irrtum im Urteil, dem das Gewissen vielleicht guten Glaubens unterliegt, nicht die Natur dieses todbringenden Aktes, der in sich selbst immer abzulehnen ist. Man darf auch die flehentlichen Bitten von Schwerkranken, die für sich zuweilen den Tod verlangen, nicht als wirklichen Willen zur Euthanasie verstehen; denn fast immer handelt es sich um angstvolles Rufen nach Hilfe und Liebe. Über die Bemühungen der Ärzte hinaus hat der Kranke Liebe nötig, warme, menschliche und übernatürliche Zuneigung, die alle Nahestehenden, Eltern und Kinder, Ärzte und Pflegepersonal ihm schenken können und sollen.

Der Tod tritt nicht immer unter allerschwersten Umständen, nach kaum erträglichen Schmerzen ein. Wir dürfen nicht nur an extreme Fälle denken. Zahlreiche übereinstimmende Zeugnisse lassen vermuten, daß die Natur selber Vorsorge getroffen hat, um jene im Tod zu vollziehenden Trennungen zu erleichtern, die würden sie dem Menschen bei voller Gesundheit zugemutet, ungewöhnlich schmerzlich wären. So kommt es, daß die lange Dauer einer Krankheit, fortgeschrittenes Alter, Einsamkeit und Verlassenheit jene psychologischen Voraussetzungen schaffen, die die Annahme des Todes erleichtern.

Dennoch ist zugegeben, daß der Tod ein Ereignis ist, das natürlicherweise das Herz des Menschen mit Angst erfüllt, zumal wenn ihm oft schwere und langandauernde Schmerzen vorausgehen oder ihn begleiten.

Der körperliche Schmerz gehört gewiß unvermeidlich zur Verfassung des Menschen; vom biologischen Standpunkt aus ist er ein Warnzeichen, dessen Nutzen außer Zweifel steht. Da er aber auch das psychische Leben des Menschen berührt, übersteigt seine Belastung oft den biologischen Nutzen, ja sie kann derart zunehmen, daß die Beseitigung des Schmerzes um jeden Preis wünschenswert erscheint. Nach christlicher Lehre erhält der Schmerz jedoch, zumal in der Sterbestunde, eine besondere Bedeutung im Heilsplan Gottes. Er gibt Anteil am Leiden Christi und verbindet mit dem erlösenden Opfer, das Christus im Gehorsam gegen den Willen des Vaters dargebracht hat. Es darf deshalb nicht verwundern, wenn einzelne Christen schmerzstillende Mittel nur mäßig anwenden wollen, um wenigstens einen Teil ihrer Schmerzen freiwillig auf sich zu nehmen und sich so bewußt mit den Schmerzen des gekreuzigten Christus vereinigen zu können (vgl. Mt 27, 34). Doch widerspricht es der Klugheit, eine heroische Haltung als allgemeine Norm zu fordern. Menschliche und christliche Klugheit rät im Gegenteil bei den meisten Kranken, solche Medikamente anzuwenden, welche den Schmerz lindern oder beseitigen können, auch wenn sich dadurch als Nebenwirkungen Schläfrigkeit und vermindertes Bewußtsein einstellen.

Bei denen aber, die sich selbst nicht mehr auszudrücken vermögen, darf man mit Recht voraussetzen, daß sie diese schmerzstillenden Mittel haben möchten und wünschen, sie nach dem Rat der Ärzte zu erhalten.

Die intensive Anwendung schmerzstillender Mittel ist aber nicht problemlos; denn man muß, um ihre Wirksamkeit zu gewährleisten, wegen des Phänomens der Gewöhnung im allgemeinen immer größere Dosen verabreichen. Es ist hilfreich, an eine Erklärung von Papst Pius XII. zu erinnern, die weiterhin voll gültig bleibt. Einer Gruppe von Ärzten, die ihm die

Frage vorgelegt hatten: „Kann es nach der Lehre der Religion und den Normen der Moral dem Arzt und dem Kranken erlaubt sein, mit Hilfe narkotischer Medikamente Schmerz und Bewußtsein auszuschalten (. . .) (auch beim Herannahen des Todes und wenn vorauszusehen ist, daß die Anwendung dieser Mittel das Leben abkürzt)?“ antwortete der Papst: „Wenn andere Mittel fehlen und dadurch unter den gegebenen Umständen die Erfüllung der übrigen religiösen und moralischen Pflichten in keiner Weise verhindert wird, ist es erlaubt.“ In diesem Fall ist es klar, daß der Tod keineswegs gewollt oder gesucht wird, auch wenn man aus einem vernünftigen Grund die Todesgefahr in Kauf nimmt; man beabsichtigt nur, die Schmerzen wirksam zu lindern, und verwendet dazu jene schmerzstillenden Mittel, die der ärztlichen Kunst zur Verfügung stehen.

Doch verdienen die schmerzstillenden Mittel, bei denen die Kranken das Bewußtsein verlieren, eine besondere Überlegung. Denn es liegt viel daran, daß die Menschen nicht nur ihren moralischen Verpflichtungen und den Aufgaben gegenüber ihren Verwandten nachkommen, sondern sich vor allem auch in vollem Bewußtsein auf die Begegnung mit Christus richtig vorbereiten können. Pius XII. ermahnt deshalb: „Es ist nicht recht, den Sterbenden ohne schwerwiegenden Grund des Bewußtseins zu berauben.“

Es ist in unserer Zeit sehr wichtig, gerade in der Todesstunde die Würde der menschlichen Person und die christliche Bedeutung des Lebens zu wahren und sich vor einer gewissen „Technisierung“ zu hüten, die der Gefahr des Mißbrauchs ausgesetzt ist. So spricht man heute ja auch vom „Recht auf den Tod“, versteht darunter aber nicht das Recht eines Menschen, sich durch eigene oder fremde Hand nach Gutdünken den Tod zu geben, sondern das Recht, in ruhiger Verfassung mit menschlicher und christlicher Würde

sterben zu können. Unter diesem Gesichtspunkt kann die Anwendung therapeutischer Mittel zuweilen manche Frage aufwerfen.

In vielen Fällen kann die Situation derart verwickelt sein, daß sich Zweifel ergeben, wie hier die Grundsätze der Sittenlehre anzuwenden sind. Die betreffenden Entscheidungen stehen dem Gewissen des Kranken oder seiner rechtmäßigen Vertreter wie auch der Ärzte zu; dabei sind sowohl die Gebote der Moral wie auch die vielfältigen Aspekte des konkreten Falles vor Augen zu halten.

Jeder ist verpflichtet, für seine Gesundheit zu sorgen und sicherzustellen, daß ihm geholfen wird. Jene aber, denen die Sorge für die Kranken anvertraut ist, müssen ihren Dienst mit aller Sorgfalt verrichten und die Therapien anwenden, die nötig oder nützlich scheinen.

Muß man nun unter allen Umständen alle verfügbaren Mittel anwenden? Bis vor kurzem antworteten die Moralthologen, die Anwendung „außerordentlicher“ Mittel könne man keinesfalls verpflichtend vorschreiben. Diese Antwort, die als Grundsatz weiter gilt, erscheint heute vielleicht weniger einsichtig, sei es wegen der Unbestimmtheit des Ausdrucks oder wegen der schnellen Fortschritte in der Heilkunst. Daher ziehen es manche vor, von „verhältnismäßigen“ und „unverhältnismäßigen“ Mitteln zu sprechen. Auf jeden Fall kann eine richtige Abwägung der Mittel nur gelingen, wenn die Art der Therapie, der Grad ihrer Schwierigkeiten und Gefahren, der benötigte Aufwand sowie die Möglichkeiten ihrer Anwendung mit den Resultaten verglichen werden, die man unter Berücksichtigung des Zustandes des Kranken sowie seiner körperlichen und seelischen Kräfte erwarten kann.

Damit diese allgemeinen Grundsätze leichter angewendet werden können, dürften die folgenden Klarstellungen hilfreich sein:

Sind andere Hilfsmittel nicht verfügbar, darf man mit Zustimmung des Kranken Mittel anwenden, die der neueste medizinische Fortschritt zur Verfügung gestellt hat, auch wenn sie noch nicht genügend im Experiment erprobt und nicht ungefährlich sind. Der Kranke, der darauf eingeht, kann dadurch sogar ein Beispiel der Hochherzigkeit zum Wohl der Menschheit geben.

Ebenso darf man die Anwendung dieser Mittel abbrechen, wenn das Ergebnis die auf sie gesetzte Hoffnung nicht rechtfertigt. Bei dieser Entscheidung sind aber der berechnete Wunsch des Kranken und seiner Angehörigen sowie das Urteil kompetenter Fachärzte zu berücksichtigen. Diese können mehr als andere eine vernünftige Abwägung vornehmen, ob dem Einsatz an Instrumenten und Personal die erwarteten Erfolge entsprechen und ob die angewandte Therapie dem Kranken nicht Schmerzen oder Beschwerden bringt, die in keinem Verhältnis stehen zu den Vorteilen, die sie ihm verschaffen kann. Es ist immer erlaubt, sich mit den Mitteln zu begnügen, welche die Medizin allgemein zur Verfügung stellt. Niemand kann daher verpflichtet werden, eine Therapie anzuwenden, die zwar schon im Gebrauch, aber noch mit Risiken versehen oder zu aufwendig ist. Ein Verzicht darauf darf nicht mit Selbstmord gleichgesetzt werden: es handelt sich vielmehr um ein schlichtes Hinnehmen menschlicher Gegebenheiten; oder man möchte einen aufwendigen Einsatz medizinischer Technik vermeiden, dem kein entsprechender zu erhoffender Nutzen gegenübersteht; oder man wünscht, der Familie beziehungsweise der Gemeinschaft keine allzu große Belastung aufzuerlegen.

Wenn der Tod näher kommt und durch keine Therapie mehr verhindert werden kann, darf man sich im Gewissen entschließen, auf weitere Heilversuche zu verzichten, die nur eine schwache oder schmerzvolle Verlängerung des Lebens be-

wirken könnten, ohne daß man jedoch die normalen Hilfen unterläßt, die man in solchen Fällen einem Kranken schuldet. Dann liegt kein Grund vor, daß der Arzt Bedenken haben müßte, als habe er einem Gefährdeten die Hilfe verweigert. Die in dieser Erklärung enthaltenen Normen sind bestimmt vom aufrichtigen Bemühen, dem Menschen nach dem Plan des Schöpfers zu helfen. Wenn einerseits das Leben als Geschenk Gottes anzusehen ist, so ist andererseits der Tod unausweichlich. Darum müssen wir ihn im vollen Bewußtsein unserer Verantwortung und mit aller Würde annehmen können, ohne die Todesstunde in irgendeiner Weise zu beschleunigen. Der Tod beendet zwar den irdischen Lebenslauf, er eröffnet aber zugleich den Zugang zum unsterblichen Leben. Daher müssen sich alle Menschen schon im Licht menschlicher Werte auf dieses Ereignis innerlich richtig vorbereiten, ganz besonders aber die Christen im Licht ihres Glaubens.

Was diejenigen betrifft, die im öffentlichen Gesundheitswesen arbeiten, so werden sie nichts unterlassen, um ihr ganzes fachliches Können in den Dienst der Kranken und Sterbenden zu stellen. Sie sollen aber bedenken, daß diese noch einen anderen Trost viel notwendiger brauchen, nämlich uneingeschränkte Güte und liebende Anteilnahme. Ein solcher Dienst, den Menschen geschenkt, wird zugleich Christus dem Herrn erwiesen, der gesagt hat: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25, 40).

#### 4. Berichtigung

In Heft 3/80 der ORDENSKORRESPONDENZ, Seite 354, linke Spalte muß es in der zweiten Anfrage zum Spender der Firmung heißen: „... einem in der katholischen Kirche gültig getauften E r w a c h s e n e n , der nachher ohne eigene Schuld in einem nichtkatholischen Glauben unterwiesen wurde oder ihm anhing . . .“

## AUS DEM BEREICH DER ORDENSOBERNVEREINIGUNGEN

### 1. Jahresversammlung der VOB

Vom 5.—8. Mai 1980 fand im Brüderkrankenhaus der Franziskanerbrüder vom hl. Kreuz in Bad Kreuznach die diesjährige Generalversammlung der Vereinigung höherer Ordensobern der Brüderorden und -kongregationen Deutschlands (VOB) statt. Die Versammlung stand unter dem Thema „Unsere geistliche Berufung zur Christusbefolgung“, zu der Herr Prälat Peter Schnell, Köln, das einleitende Referat (s. in diesem Heft S. 393 ff.) und Herr Ehrendomherr Prälat Prof. DDr. Theodor Schnitzler, Köln, das Korreferat hielt.

An der Versammlung nahmen als Gäste teil Weihbischof Matthias Defregger, Leiter der ständigen Arbeitsgruppe für Ordensfragen der Kommission IV der Deutschen Bischofskonferenz, der Ortsbischof Dr. Bernhard Stein, Trier, die Vorsitzende der Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands, Generaloberin M. Benedicta Maintz OSU, P. Dr. Karl Siepen CSSR als Vertreter der VDO und zugleich Geistlicher Beirat der VOB sowie Vertreter der Niederländischen Brüdervereinigung.

Ein Erfahrungsaustausch über die Statutenerneuerung wurde von Fr. Helmut Peter, Provinzial der Maristenschulbrüder, eingeleitet. P. Siepen informierte die Versammlung über Verlauf und Beschlüsse der Versammlung der Konferenzen der Ordensobern von Europa in Paris (15.—18. April 1980) zur Gründung einer europäischen Vereinigung für Ordensleute (s. OK 21, 1980, 355). Die Versammlung hatte einen neuen Vorstand gewählt. Gewählt wurden Br. Fulgentius M. Lehmann CFP zum Ersten Vorsitzenden, Fr. Helmut Peter SM zum 2. Vorsitzenden, Br. Theo Scheers FMM zum Beisitzer und Br. Florentius Reisdorf CFP zum Generalsekretär. Ein besonderes Erlebnis für die höheren Obern der Brüderorden war der Besuch

der nahegelegenen Benediktinerinnenabtei St. Hildegard in Rüdeshheim/Eibingen und der Gedankenaustausch mit der Äbtissin, Frau Edeltraud Forster OSB.

## 2. Mitgliederversammlung der VOD

Die Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands hielt ihre Jahresversammlung vom 27.—31. Mai 1980 im Mutterhaus der Franziskanerinnen Reute, Bad Waldsee, ab. Hauptreferent der Tagung war Prof. Dr. Gisbert Greshake, Wien, der über „Die Einheit von Leben und Tod als Grundgesetz menschlichen Lebens“ und „Das Leben nach den evangelischen Räten als ein ‚Sterben um zu leben‘“ sprach. Die jeweiligen Referatsleiterinnen gaben ihre Jahresberichte über Fragen der Schulen, Heimerziehung, Weltmission, Caritas, Krankenpflege und geistliche Bildung. Die 1. Vorsitzende, Generaloberin M. Benedicta Maintz OSU, informierte die Versammlung über den Ordenstag der Deutschen Bischofskonferenz, an dem sie als Vertreterin der Frauenorden teilgenommen hatte. Über die Arbeit des Instituts der VOD berichteten Sr. Angelika und P. Dr. Josef Sudbrack SJ. Um den Ablauf der Tagung auswerten zu können, erhielten die Teilnehmer am Schluß einen Fragebogen, in dem sie u. a. auch um ihre Wünsche für die künftige Gestaltung, Thematik und Struktur der Mitgliederversammlung gefragt wurden.

## 3. Jahresversammlung der VDO

Unter dem Vorsitz von Abt Dr. Anselm Schulz OSB (Schweiklberg) fand vom 15.—18. Juni 1980 in Würzburg-Himmelsporten die Mitgliederversammlung der Vereinigung Deutscher Ordensoberen statt.

Vor allem ging es den rund 70 VDO-Mitgliedern darum, nach dem Studientag der Deutschen Bischofskonferenz während der Frühjahrsvollversammlung '80 in Vierzehnheiligen die Standortbestimmung der Orden in der Kirche zu verdeutlichen und

zu konkretisieren (vgl. OK 21, 1980, 159). Unter den Gästen, die Abt Schulz begrüßen konnte, befanden sich der Apostolische Nuntius für die Bundesrepublik Deutschland, Erzbischof Guido Del Mestri und der Würzburger Bischof Dr. Paul-Werner Scheele. Der Generalsuperior der Redemptoristen, P. Dr. Josef Pfab CSsR, Rom, umriß die Aufgaben der Orden in der Weltkirche. Bischof Dr. Klaus Hemmerle von Aachen, der Vorsitzende der Kommission für geistliche Berufe und kirchliche Dienste in der Deutschen Bischofskonferenz, schlug in seinem Referat die Brücke zwischen den Orden und Bistümern in der Bundesrepublik Deutschland. Zu den weiteren Themen der Versammlung gehörten Fragen der Priesterbildung. Die VDO ist derzeit besonders um eine adäquate Aus- und Fortbildung ihrer Ordenspriester bemüht. In Würzburg konnten wichtige Anregungen gegeben und Impulse für dieses Ziel vermittelt werden. Namentlich um junge Priester sollen sich die Ordensgemeinschaften und die Ortskirchen gemeinsam mehr kümmern. Während der Jahrestagung wurde besonders auch der Wiederkehr des 1500. Geburtstages des heiligen Benedikt von Nursia gedacht. Nach den Worten des VDO-Vorsitzenden war die diesjährige Mitgliederversammlung von der Zuversicht geprägt, „daß Jesu Evangelium als Gottes Heilsbotschaft, wenn es gerade von den Orden als kirchlichen Gemeinschaften ohne Abstriche gelebt werde, auch ein nie versiegender Brunnen der Freude sein werde“.

Wegen Amtswechsel von Provinzialen war eine Nachwahl für verschiedene Gremien der VDO zu tätigen. In den Vorstand wurde P. Provinzial Dr. Hermann Schallück OFM (Werl) gewählt. Neuer Vorsitzender der Pastoralkommission wurde P. Provinzial Hubertus Görgens SDS (Köln). Den AGMO-Vorsitz übernahm P. Provinzial Heinrich Büdenbender MSF (Düren).

#### 4. Kurs für deutsche Schwestern am Institut Regina Mundi

Vom 15. Februar bis zum 31. Mai 1980 fand in Rom zum zweiten Mal ein deutscher theologischer Kurs an Regina Mundi statt. (Zum ersten Kurs vgl. OK 20, 1979, 330.)

Dieses internationale theologische Institut ist der Päpstlichen Universität Gregoriana angeschlossen. In den vergangenen 26 Jahren haben über 3000 Ordensfrauen in den vier Sprachsektionen (französisch, englisch, spanisch und italienisch) ihr 3–4-jähriges Studium absolviert. Zur Zeit studieren hier etwa 400 Ordensfrauen aus mehr als 65 Ländern. Seit 1979 bietet Regina Mundi auch für Schwestern deutscher Sprache einen dreimonatigen theologischen Kurs an.

Von den ersten Planungen an war es unser Bestreben, den Kurs auf gutem theologischen Niveau zu halten, aber ebenso die spirituelle Vertiefung zu betonen. Wir wollten außerdem kein Konkurrenzunternehmen zu ähnlichen Kursen in Deutschland sein, sondern etwas anbieten, was speziell Rom bieten kann. So kamen wir zu dem Thema:

*Ordensfrau sein in der Kirche heute,*

und zur Zielsetzung des Kurses:

*Möglichkeiten zu theologischer Reflexion und spiritueller Vertiefung,*

*Hilfe zu einer tieferen Erfahrung unserer Kirche in ihrer Weltweite und Tradition.*

Das Programm hat folgende Schwerpunkte:

– Vorlesungen, gehalten von Professoren der römischen Hochschulen; unter diesen Professoren sind auch drei Ordensschwestern;

sie behandelten: Nachfolge Christi im Ordensleben, Gemeinschaft, Gebet, Ordensgelübde, sowie Themen aus Missiologie, Liturgie- und Kunstgeschichte und aktuelle Probleme der Weltkirche;

– gemeinsames geistliches Tun: Liturgie, Meditation, Austausch;

– Besichtigungen, Fahrten, Führungen, persönliche Kontakte mit prominenten Personen und internationalen Vereinigungen.

Aufgrund der positiven Erfahrungen des ersten Kurses 1979 und mit Hilfe der von den Schwestern eingebrachten Vorschläge setzten wir 1980 einen noch stärkeren Akzent auf die spirituelle Ausrichtung. Die Professoren feierten mit den Studentinnen zu Beginn des Vormittags die Hl. Messe. Das Vorlesungsprogramm wurde auf je einen halben Tag reduziert, so daß genügend Zeit zur persönlichen Nacharbeit und Meditation blieb. Wir bauten verschiedene Exerzitienangebote, einen Einkehrtag, einen Wochenendkurs über geistliche gemeinsame Entscheidungsfindung ein, sowie praktische Erfahrung gemeinsamen Lebens und Betens.

Es nahmen dieses Mal 46 Schwestern aus 19 Ländern und 23 Ordensgemeinschaften teil. Das positive Echo aller Teilnehmerinnen läßt uns hoffen, daß wir die Zielvorstellung erreicht haben. In den nächsten Kurs, der vom 15. Februar bis zum 31. Mai 1981 stattfindet, werden wiederum die diesjährigen Erfahrungen und Verbesserungsvorschläge einfließen, so daß der Kurs ein wirklicher Dienst an den deutschsprachigen Ordensfrauen ist. Anmeldungen zum Kurs sollten jeweils spätestens bis zum 1. Oktober in Regina Mundi vorliegen. (Adresse: Lungotevere, Tor di Nona, 7, I-00186 Roma.)

Sr. Aquinata Böckmann OSB,

Sr. Juvina Esseling SND

#### DEUTSCHE BISCHOFSKONFERENZ

Erklärung zur Frage der Mitgliedschaft von Katholiken in der Freimaurerei

Zur Frage der Mitgliedschaft von Katholiken in der Freimaurerei hat die Deutsche Bischofskonferenz am 12. Mai 1980 folgende Erklärung veröffentlichen lassen: Zwischen der Katholischen Kirche und der Freimaurerei von Deutschland fan-

den in den Jahren 1974 bis 1980 offizielle Gespräche im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz und den Vereinigten Großlogen von Deutschland statt.

Dabei sollte von seiten der Katholischen Kirche untersucht werden, ob sich in der Freimaurerei ein Wandel vollzogen habe und die Mitgliedschaft von Katholiken in der Freimaurerei nunmehr möglich sei.

Die Gespräche verliefen in einer guten Atmosphäre, die von Offenheit und Sachlichkeit getragen war.

Dabei wurden instruktive Einblicke in die drei ersten Grade gewährt.

Die Katholische Kirche mußte bei der Überprüfung der ersten drei Grade grundlegende und unüberbrückbare Gegensätze feststellen.

Die Freimaurerei hat sich in ihrem Wesen nicht gewandelt. Eine Zugehörigkeit stellt die Grundlagen der christlichen Existenz in Frage: Die eingehenden Untersuchungen der freimaurerischen Ritualien und Grundüberlegungen, wie auch ihres heutigen unveränderten Selbstverständnisses machen deutlich:

Die gleichzeitige Zugehörigkeit zur Katholischen Kirche und zur Freimaurerei ist unvereinbar.

Der Erklärung folgt eine ausführliche Darstellung der Gespräche zwischen Vertretern der katholischen Kirche und der Freimaurerei. Im einzelnen wird berichtet über (1) Ausgangslage; (2) Verändertes Meinungsbild; (3) Die Reaktion der Kirche; (4) Gründe der Unvereinbarkeit; (5) Abschließende Stellungnahme (Presse-dienst der Deutschen Bischofskonferenz — Dokumentation 10/80 — vom 12. Mai 1980).

#### VERLAUTBARUNGEN DER DEUTSCHEN BISCHÖFE

1. Kardinal Ratzinger — Lehr-  
amt, Glaube, Kirche

Wie stehen Freiheit und Wahrheit zu-  
einander? Wie stehen Glaube und Kirche  
zueinander? Was bedeutet Autorität in

der Kirche und was ist die Freiheit des  
Glaubens?

Fragen wir zuerst einfach, was Glaube  
ist; dann muß sich in einem nächsten  
Schritt ergeben, wie Glaube und Kirche  
zusammenhängen und so endlich auch  
das Verhältnis von Glaube, Freiheit und  
Kirche durchsichtig werden.

Was ist Glaube? Nun, er ist ein Akt, der  
in die Mitte der Person hineinreicht: dem  
endgültigen Ja einer großen Liebe ver-  
gleichbar. Deswegen kann und muß  
Glaube auch Gnade genannt werden, wie  
Liebe letztlich ein Geschenk, widerfahrene  
Gnade ist. Man entschließt sich nicht ein-  
fach zu ihr; sie hat den Charakter der Ant-  
wort und ist daher zuerst dem verdankt,  
was von der anderen Person her auf mich  
zukommt, in mich eindringt und mich  
öffnet, Du zu sagen und so wahrhaft Ich  
zu werden. Sie ist mir eigentlich vom an-  
deren geschenkt und doch bin ich darin  
tiefer und umfassender beteiligt als an  
irgendeinem Werk, das aus meinem  
eigenen Entschluß hervorgeht.

In ähnlicher Weise ist Glaube ein Ja zu  
Gott in Jesus Christus, der mich an-  
blickt, mich öffnet und mir schenkt, mich  
ihm endgültig anzuvertrauen. Glaube  
reicht ins Persönlichste und Innerste hin-  
ein und antwortet damit auf die Person  
Jesu Christi, die mich bei meinem Na-  
men ruft. Aber gerade weil er so ganz  
persönlich ist, hat er nichts Exklusives  
und Enges an sich, sondern führt in die  
Gemeinschaft hinein.

Die Person Jesu Christi gibt sich mir zu  
erkennen in ihren Worten und in ihren  
Taten. Daher hat der Glaube bestimmte  
Inhalte. Der christliche Glaube ist aus  
diesem Grund von Anfang an unter der  
Formel aufgetreten: Ich glaube, daß dies  
so und so ist. Sehr deutlich hat Paulus  
das im 6. Kapitel des Römerbriefes her-  
ausgestellt, also in dem Brief, der auch  
das ganz Persönliche und Gnadenhafte  
des Glaubens besonders sichtbar werden  
läßt. Paulus stellt in diesem Kapitel den

Glauben in den Zusammenhang der Taufe hinein und schon dadurch zeigt sich: Zum Glauben gehört das Sakrament, also die Einschmelzung meines Lebens in die ganze Geschichte Gottes mit den Menschen von Abraham her und die Einschmelzung meines Lebens in die Gebetsgemeinschaft der Kirche, in ihren öffentlichen Gottesdienst.

Dann folgt im Vers 17 eine Aussage, die für uns von höchster Bedeutung ist. Es heißt da: „Gott sei gedankt: Ihr wart Sklaven der Sünde und ihr seid vom Herzen her gehorsam geworden gegenüber dem Typos der Lehre, in den hinein ihr übergeben worden seid.“

Der Gegensatz zur Sklaverei, zur Unfreiheit ist für Paulus nicht die Bindungslosigkeit, sondern der vom Herzen her kommende Gehorsam. Vom Herzen kann er kommen, weil er Antwort auf die Wahrheit ist und weil die Wahrheit das dem Menschen Gemäße, nicht Fremdbestimmung, sondern der Ruf seines eigenen Wesens ist. Wer Gehorsam in jedem Fall mit Sklaverei und mit Unfreiheit gleichsetzt und die Wahrheitsfrage als verdrießlich und störend beiseite schiebt, dient jener Vermischung von Wahrheit mit Unwahrheit, die Solschenizyn als die wirksamste Vorbereitung für den Triumph des weltumfassenden absolut Bösen bezeichnet hat.

Aber nun ist da noch etwas sehr Wichtiges: Der Gehorsam hat einen sehr konkreten Inhalt. Paulus bezieht ihn auf den „Typos von Lehre, dem ihr übergeben worden seid“. Der Apostel weist damit (auch nach Auffassung sehr kritischer nichtkatholischer Ausleger) auf das Glaubensbekenntnis beziehungsweise auf eine katechismusartige Formung der Lehre hin, die der Inhalt der Taufe ist. Getauft werden ist nicht irgendein kultisches Ritual, sondern ein inhaltlicher Vorgang: das Hineingehen in die gemeinsame Form und das gemeinsame Glaubensbekenntnis

der Kirche, so daß dies meine persönliche Lebensform wird. Ich nehme darin die Form der Kirche als jene Form an, in der ich meine Wahrheit finde, weil darin die Wahrheit selbst auf mich zugeht. Der Glaube bleibt nicht eine unbestimmte Option, die nie zu fassen ist, sondern er hat eine sehr konkrete und für jedermann verständliche inhaltliche Aussage, die unerschöpflich und daher immer neu zu vertiefen, aber keineswegs unfaßbar und beliebig ist.

Auch dieser Unterschied zwischen dem Unerschöpflichen, das jedem Leben neue Tiefen und neue Möglichkeiten zeigt und dem Unbestimmten, aus dem jeder machen kann, was er will, gehört zu dem, was in den Vermischungen der Gegenwart mit Vorliebe verdeckt wird. Noch etwas ist an diesem Satz wichtig: Nicht die Tradition wird dem Täufling übergeben, sondern der Täufling der Tradition. Sie wird nicht sein Eigentum, das er beliebig gestalten kann, sondern er wird ihr Eigentum; sie ist die größere Form, die ihn gestaltet und nicht umgekehrt. Damit haben wir zwei sehr wichtige Einsichten bekommen:

1. Der christliche Glaube ist inhaltlich bestimmt und diese seine Inhalte sind in unserer Sprache eindeutig aussagbar. Der christliche Glaube ist nicht eine schillernde Vermischung von Ja und Nein, sondern sein Ja ist Ja und sein Nein ist Nein; er ist eindeutig in dem wesentlichen Kern, um den es geht.

Gerade dadurch steht er der Uniformität entgegen und ist fruchtbar, weil nur das Eindeutige in die Tiefe führen kann, das Vieldeutige aber ein ewiges Kreisen im Nebel bleibt.

2. Dieser Inhalt des Glaubens ist ausgesagt im Bekenntnis der Kirche, das die gemeinsame Form des Glaubens ist, die die Menschen über Orte und Zeiten hin zur Verständigung führt. Das pfingstliche Bild vom Verstehen der vielen Sprachen

verweist genau auf dies: daß es im Glauben die gemeinsame Verständigung in dem gemeinsamen Wort des Bekenntnisses der Kirche zu Jesus Christus gibt, das in allen Sprachen, in allen Kulturen und allen Zeiten dasselbe bleibt und verständlich bleibt. Deswegen ist es ein hochmütiger und zugleich erstaunlich törichter Intellektualismus, wenn kürzlich eine Gruppe von Theologen geäußert hat: Wo Rom offensichtliche Irrtümer zu sehen glaube, handle es sich in Wirklichkeit bloß um interkulturelle Kommunikationsstörungen, die diese Meinung hervorriefen.

In alledem zeigt sich Wesentliches, das allerdings dem modernen Geist tief entgegengesetzt ist: Die Kirche glaubt, daß die menschliche Sprache fähig ist, die Wahrheit auszusagen, und daß der menschliche Geist fähig ist, die Wahrheit zu erkennen und anzunehmen.

Mit dieser Überzeugung hat die Kirche das Erbe Israels und zugleich das Erbe der griechischen Philosophie aufgenommen. Sie hat damit ihre besondere Stellung in der Religionsgeschichte der Menschheit festgelegt. Denn die großen östlichen Religionen sind da gerade entgegengesetzter Meinung: Sie sind überzeugt, daß alle menschlichen Worte nur Gleichnisse sind, die auch vertauscht und durch andere ersetzt werden können. Die moderne Religionsphilosophie Indiens meint daher, daß man statt Christus Krishna und statt Krishna Christus sagen könne — alles ist nur symbolisch. Die Vorstellung, daß es letztlich gleichgültig sei, ob ich diese oder jene Formel anwende, dieser oder jener Überlieferung folge, ist heute tief in den Geist der westlichen Welt eingedrungen. Die Wahrheit erscheint ohnedies unerreichlich und sich vorzustellen, daß der christliche Glaube eben doch in seinem Kern wahr sei — die Wahrheit — widerstrebt uns, sie erscheint uns geradezu als abendländischer Hochmut.

Aber wenn dem so wäre, dann wäre alles, was wir treiben, nur Schein. Dann wäre auch unsere Anbetung unwahr; dann wären wir wahrheitslose Wesen. Wo es aber keine Wahrheit mehr gibt, kann man jeden Maßstab ändern, überall im Grund auch das Gegenteil tun: Der Verzicht auf die Wahrheit ist der eigentliche Kern unserer Krise. Und wo die Wahrheit nicht mehr trägt, da hält auch die noch so hübsche gemeindliche Solidarität nicht mehr zusammen, weil sie letztlich grundlos ist.

Wie weithin leben wir aus dem scheinbar so demütigen, in Wahrheit so hochmütigen Spruch des Pilatus: Was ist denn Wahrheit? Aber gerade damit stehen wir Christus entgegen. Gewiß entsteht eine große Gefahr, wo Menschen allzu griffig und allzu sicher über die Wahrheit zu verfügen meinen; aber eine noch größere Gefahr entsteht, wo gemeinschaftliche, endgültige und verbindlich-verbindende Aussage der Wahrheit als nicht mehr möglich angesehen wird.

So kommen wir zu unserer zweiten Frage. Wir hatten versucht, zu verstehen, was Glaube ist; wir müssen nun fragen, wie Glaube und Kirche zusammenhängen und in welchem Sinn der Kirche Vollmacht für die Bestimmung der gemeinsamen Form des Glaubens eignet. Glaube ist Hineintreten in die gemeinsame Gestalt des Bekenntnisses der Kirche, so hatten wir gesagt. Zu ihm gehört es, daß er die Enge meines Ich aufreißt. Es bringt mich über die Mauer meines Ich hinüber zur Berührung der Wirklichkeit selbst gerade dadurch, daß er mich ins Wir aller Glaubenden einfügt. In dieser geistigen Kommunion wird der Weg offen auf den Grund des Geistes hin, weil in diese Kommunion auch der eingetreten ist, der als Sohn mit dem Vater ewig kommuniziert und von sich sagen darf: Ich bin die Wahrheit.

Wenn wir im Glaubensbekenntnis sagen „Ich glaube“, dann ist mit diesem

„Ich“ ursprünglich die Kirche als Ganze gemeint. Sie vollzieht den Akt des Glaubens und mein Glaube ist Mitglauben mit ihr. Mein Ich beteiligt sich an ihrem größeren Ich. Und so, in diesem Getragensein, findet es auf den Weg, den allein niemand gehen kann.

Glauben ist immer mitglauben und daher immer an das Maß des Gemeinsamen gebunden, so sehr ihm jeder einzelne seine persönliche Tiefe gibt und geben muß.

Wir kommen einen Schritt weiter, zur Funktion des kirchlichen Lehramtes, wenn wir auf eine Stelle im 1. Johannesbrief (2,18—27) hören, die den vorhin bedachten Gedanken des Römerbriefes eine Generation später entsprechend entfaltet. Da heißt es: „Meine Kinder, es ist die letzte Stunde. Ihr habt gehört, daß der Antichrist kommt, und jetzt sind viele Antichristen gekommen . . . Ihr habt die Salbung von dem, der heilig ist, und ihr alle wißt es . . . wer leugnet, daß Jesus der Sohn ist, hat auch den Vater nicht; wer bekennt, daß er der Sohn ist, hat auch den Vater. Für euch gilt: Was ihr von Anfang an gehört habt, soll in euch bleiben; wenn das, was ihr von Anfang an gehört habt, in euch bleibt, dann bleibt ihr im Sohn und im Vater . . . Dies habe ich euch über die geschrieben, die euch in die Irre führen. Für euch aber gilt: Die Salbung, die ihr von ihm empfangen habt, bleibt in euch und ihr braucht euch von niemand belehren zu lassen. Alles, was seine Salbung euch lehrt, ist wahr und keine Lüge. Bleibt in ihm, wie es euch seine Salbung gelehrt hat.“

In dieser für uns fremden Sprache wird ein geschichtlicher Vorgang umschrieben, der auch uns angeht. Der christliche Glaube, der zunächst die Religion der Armen und Einfachen gewesen war, hatte inzwischen bedeutende Geister in seinen Bann gezogen. Aber seine Aussagen konnten sie doch nur als Symbole in-

teressieren. Anzunehmen, daß wirklich dieser Jesus in Palästina Gottes Sohn gewesen sei und daß sein Kreuz die Menschen in aller Welt erlöst habe, schien ihnen eine unzumutbare Naivität. Nein, diese schlichten Aussagen des Bekenntnisses waren für sie Bilder höherer Dinge und als solche waren sie ihnen interessant und wertvoll.

So begannen sie, ihr eigenes „höheres“ Christentum zu konstruieren und die armen Gläubigen, die einfach das Wort wörtlich nahmen, galten ihnen als „Psychiker“, als Menschen auf einer Vorstufe des höheren Geistes, die man mitleidig gewähren ließ. Natürlich drangen solche Vorstellungen tief in die ganze Kirche ein und die Frage, ob nun das Bekenntnis wahr sei oder nur in höherem Verstehen etwas bedeutet, fraß sich bis in die Herzen der einfachen Gläubigen hinein, begann die Kirche von Grund auf zu erschüttern.

Dieser Verächtlichmachung des einfachen Glaubens durch die Intellektuellen und ihren Auslegungskünsten stellt Johannes den Satz entgegen: Ihr habt die Salbung . . . und ihr alle seid Wissende . . . Ihr kennt die Wahrheit . . . Die Salbung bleibt in euch und ihr braucht euch von niemand belehren zu lassen. Das Wort „Salbung“ verweist einerseits auf Christus, den „Gesalbten“; es meint andererseits ganz praktisch die Taufe und den in der Taufe übermittelten gemeinsamen Glauben. Was Johannes hier schreibt, ließe sich also auf die Formel bringen: Nicht die Gelehrten bestimmen, was an dem Taufglauben wahr ist, sondern der Taufglaube bestimmt, was an den gelehrten Auslegungen gültig ist. Nicht die Intellektuellen messen die Einfachen, sondern die Einfachen messen die Intellektuellen. Nicht die intellektuellen Auslegungen sind das Maß für das Taufbekenntnis, sondern das Taufbekenntnis in seiner naiven Wörtlichkeit ist das Maß aller Theologie. Der Getaufte, im Tauf-

glauben Stehende, braucht keine Belehrung. Er hat die entscheidende Wahrheit empfangen und trägt sie mit dem Glauben selbst in sich.

Dies ist der grundlegende christliche Maßstab, an den heute mit Nachdruck wieder erinnert werden muß. Auf der Linie der Bergpredigt ist und bleibt der christliche Glaube die Verteidigung der Einfachen gegen die elitäre Anmaßung der Intellektuellen. Hier wird nun endlich das ganz demokratische Element sichtbar, das im Kern der Aufgabe des kirchlichen Lehramts liegt. Ihm ist es aufgetragen, den Glauben der Einfachen gegen die Macht der Intellektuellen zu verteidigen. Seine Aufgabe ist es, dort zur Stimme der Einfachen zu werden, wo Theologie das Glaubensbekenntnis nicht mehr auslegt, sondern es in Besitz nimmt und sich über das einfache Wort des Bekenntnisses stellt.

Insofern wird zwangsläufig das Tun des Lehramts immer den Ruch des Naiven an sich haben. Gegenüber den gescheiterten Theorien von den intellektuellen Kommunikationsstörungen muß es an der Einfachheit und an der gemeinsamen Verständlichkeit der Grundworte des Bekenntnisses festhalten.

Gegenüber Künsten, die die Wörtlichkeit des Glaubens als unerträgliche Naivität denunzieren und uns vielleicht gar sagen, auch Formulierungen, die das genaue Gegenteil ausdrücken, könnten sachlich das gleiche bedeuten, muß es an der Wörtlichkeit des Glaubens, an der Eindeutigkeit des gemeinsamen Grundbekenntnisses festhalten.

So muß das Lehramt immer wieder als unaufgeklärt gelten, aber gerade so bleibt es in der apostolischen Form, wie Paulus sie schildert: „Ich glaube nämlich, Gott hat uns Apostel auf den letzten Platz gestellt . . ., denn wir sind zum Schauspiel geworden für die Welt, für die Engel und Menschen. Wir stehen da als Tore

um Christi willen, ihr dagegen seid kluge Leute in Christus. Wir sind schwach, ihr seid stark; ihr seid angesehen, wir sind verachtet . . .“ (1 Kor 4,9 f.).

Das kirchliche Lehramt schützt den Glauben der Einfachen; derer, die nicht Bücher schreiben, nicht im Fernsehen sprechen und keine Leitartikel in den Zeitungen verfassen können: Das ist sein demokratischer Auftrag.

Es soll denen Stimme geben, die keine haben. Dem muß freilich noch etwas hinzugefügt werden. Zur Kirche gehören nicht nur die Menschen eines bestimmten Ortes, eines bestimmten Bistums, eines bestimmten Landes, sondern die Gläubigen der ganzen Welt. Und darum muß auch immer gegen die partikuläre Entwicklung der Glaube des Ganzen geschützt werden: Der Bischof vertritt in dem jeweiligen Bistum die ganze Kirche, das ist sein Vertretungsauftrag. Aber auch dies ist noch nicht vollständig. Zur Kirche gehören auch alle, die vor uns gelebt haben, die ganze Gemeinschaft der Heiligen. Sie waren nicht Kirche, sie sind es. Deswegen muß in der Kirche immer die ganze Gemeinschaft der Glaubenden vertreten werden. Wenn Priester und Bischöfe sich bei ihrer Weihe auf die Tradition der Kirche feierlich verpflichten und diese Verpflichtung der eigentliche Inhalt des Sakraments ist, dann heißt dies, daß ihnen aufgetragen ist, diese ganze Kirche zu vertreten, Stimme der Toten zu sein, die in Wahrheit Lebende sind.

Und noch immer ist das Entscheidende nicht gesagt: Die Kirche ist, wie Paulus es ausdrückt, als lebendiger Organismus Haupt und Leib. Der Leib ohne das Haupt ist kein Leib mehr, sondern ein Leichnam. Das Haupt aber ist Christus. Dies ist der tiefste Inhalt und das tiefste Wesen von Sakrament, das über alle Demoskopien hinweg vertreten werden muß, ohne den die Kirche und die Menschheit nur ein Leichnam wäre. Sein

Wort war keineswegs so banal, lieb und nett, wie es eine unwahre Jesus-Romanistik einreden will. Es war von der schneidenden Schärfe der wirklichen Liebe, die sich von der Wahrheit nicht trennen läßt und es hat ihn darum ans Kreuz gebracht. Zu sehr stand es der öffentlichen Meinung aller Zeiten im Weg. Und dies ist nicht anders geworden. In der Kirche muß immer mehr vertreten werden als das durchschnittliche Meinungsmittel: Es muß der Anspruch Jesu Christi selbst vertreten werden, und das kann nicht anders geschehen als in der Bindung an das Sakrament, in der Bindung an die gemeinsame Form des Glaubens, der uns allen im Sakrament übergeben worden ist.

Solches Vertreten hat seine Gefahr, das ist unleugbar. Deswegen muß es Spielregeln geben. Deswegen muß es die höchste Achtsamkeit des Amtsträgers geben, der sein Gewissen immer neu vor dem Herrn und vor dem Ganzen der Kirche Gottes prüft.

Aber wenn man uns heute vormacht, daß die Geschichte des kirchlichen Lehramts eine einzige Geschichte des bornierten Widerstands gegen den Fortschritt gewesen sei und daß nur die Ketzergeschichte die Geschichte der wahren Erleuchtung darstelle, dann steht dem die ganze Schar der Heiligen von Paulus und Johannes, von Clemens von Rom und Ignatius von Antiochien bis herauf zu Maximilian Kolbe und allen christlichen Märtyrern dieses Jahrhunderts entgegen. Und wenn uns immer wieder die marxistische Bilderbuchlogik eingehämmert wird, daß Autorität Macht, Macht aber ein Mittel der Unterdrückung sei, dann muß derlei Vermischung von Wahrheit und Unwahrheit entschieden widerstanden werden.

Macht hat heute viele Gesichter. Eine Hauptform der Macht ist die Macht, Meinung zu bilden, den Menschen durch die Giganten der öffentlichen Meinung mit

Beschlag zu belegen. Auctoritas im ursprünglichen Sinn des Wortes hingegen ist nicht Gegensatz zur Freiheit, sondern ein Teil der inneren Ordnung der Freiheit: Sie wirkt ihrem Wesen nach als freie moralische Bindung und ist so gerade das Gegenteil zu äußerlichem Zwang.

Gewiß kann Autorität mißbraucht werden, aber das macht sie noch nicht selbst zum Mißbrauch. Sie wird um so reiner sein, je stärker der gemeinsame Gehorsam gegen das Gewissen und die gemeinsame Bindung an den ist, der im Gewissen zu uns spricht. So sollte endlich auch klar sein, daß es gegen kein Menschenrecht verstößt, von jemandes Meinungen zu sagen, daß sie nicht der Lehre der katholischen Kirche entsprechen. Jedermann muß das Recht haben, frei seine Meinung zu bilden und zu äußern. Dazu hat sich die Kirche im II. Vatikanischen Konzil entschieden bekannt und dazu bekennt sie sich auch weiterhin. Aber das bedeutet nicht, daß jede geäußerte Meinung als katholisch anerkannt werden muß. Jedermann muß sich so äußern können, wie er es will und vor seinem Gewissen vertreten kann. Aber die Kirche muß ihren Gläubigen sagen können, welche Meinungen ihrem Glauben entsprechen, welche nicht. Dies ist ihr Recht und ihre Pflicht, damit Ja Ja und Nein Nein bleibt und jene Eindeutigkeit gewahrt wird, die sie ihren Gläubigen schuldet und der Welt.

Wer heute Autorität in der Kirche ausübt, hat keine Macht. Er steht im Gegenteil gegen die herrschende Macht, gegen die Gewalt einer Meinung, für die Glaube an die Wahrheit eine ärgerliche Störung jener Sicherheit ist, mit der man sich weithin der Beliebtheit verschrieben hat. Diese öffentliche Macht wird nicht zögern, dem, der ihr widerspricht, ins Gesicht zu schlagen — aber gerade dies hat Paulus als den Standort des Apostels, des Zeugen Jesu Christi in der Welt beschrie-

ben (1 Kor 4, 12f). Im Grunde ergeht es jedem so, der irgendwo in der Welt den Mut hat, sich als Christ zu bekennen und als Christ zu leben.

Aber für jeden Christen gilt auch die unüberwindliche Zuversicht: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil: Vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist die Kraft meines Lebens: Vor wem sollte mir bangen?“ (Ps. 27, 1) ...“ (MKKZ 20. 1. 80, S. 13).

## 2. Bischof Graber — Familie und Fernsehen

Vor 25 Jahren, am 21. Oktober 1955, hat Papst Pius XII. an die Teilnehmer der europäischen Rundfunkvereinigung eine Ansprache gerichtet, in der er von den sozialen Aufgaben des Fernsehens sprach: Gebe Gott, daß bald der Tag erscheine, wo selbst die heidnischen Völker dank dieses wunderbaren Instrumentes mit größerer Leichtigkeit die Botschaft des Evangeliums empfangen.

Das darf uns jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß dieses „wunderbare Instrument“ auch große Gefahren in sich birgt. Die Forderung der Familieneinheit kann auch zu einer Verödung des Familienlebens führen, wie jemand gesagt hat. Wenn man Presse, Film, Funk und Fernsehen Kommunikationsmittel genannt hat, also Instrumente des Mitteilens, so bleibt dies meist auf die Apparaturen beschränkt. Die Kommunikation, das Gespräch untereinander ist erschwert, ja stellenweise unterbunden. Was uns dienen soll zur Entspannung, zur Bereicherung unseres Wissens, wird zum Herrn und Gebieter, der Ruhe und Aufmerksamkeit verlangt und keine Störung verträgt, der unsere Abendstunden beschlagnahmt, der sich in unsere Gedankenwelt und Phantasie einschleicht, uns zum passiven Hören und Schauen verurteilt und unser eigenes Tun lähmt. Es ist schon oft beklagt worden, daß durch Radio und Fernsehen das Singen und Musizieren im Kreis der Familie zurückgegangen ist — ein

unersetzlicher kultureller Verlust. Die Frage ist nur die, ob die religiöse Einbuße nicht noch weit größer ist.

Wichtiger indessen als diese Aufzählung der Gefahren ist die Frage, wie diese bewältigt werden können. An erster Stelle steht hier gerade jetzt zu Beginn der Fastenzeit für uns alle die Erziehung zur Askese gegenüber den Massenmedien. Selbst wenn es sich nicht um Sendungen handelt, die gegen die sittlichen Normen verstoßen, so ist doch eine gewisse Abstinenz erforderlich. Die Wohlstandssituation hat aus unserem Wortschatz ein Wort gestrichen, und dieses lautet: Verzicht. Zu diesem Verzicht müssen wir alle uns erst wieder erziehen. Damit verbunden ist eine kritische Einstellung. Es ist eigenartig, daß oft gerade jene Menschen, die an der Kirche dauernd nörgeln und herumkritisieren, vom Fernsehapparat alles gutgläubig und kritiklos hinnehmen, was ihnen vorgesetzt wird. Dazu ist freilich erforderlich, was die Heilige Schrift die „discretio spirituum“ nennt, die „Unterscheidung der Geister“ (1 Kor 12,10). Mit dem Sakrament des Heiligen Geistes, mit der Firmung, müßten wir an die Massenmedien herantreten, um das Gute und das Böse unterscheiden zu können. Kardinal Faulhaber hat vor genau 50 Jahren schon, am 28. August 1930 im Dom zu München, das alles positiv so ausgedrückt: „Laßt auch den Rundfunk, den Tonfilm, die Schallplatte und andere Zungen der Zeit als Feuerzungen des Pfingstgeistes reden und funken.“ Dazu gehört auch der Protest gegen Sendungen, die für unser christliches Gewissen untragbar sind, freilich ebenso die Anerkennung für Sendungen, die nach den Worten des hl. Paulus „wahr, ehrbar, gerecht, rein, liebenswert, ansprechend“ sind (Phil 4,8).

Die Verwirklichung aller dieser Ratschläge erfolgt von selbst dort, wo die Familie im Sinn des Konzils sich als

„häusliches Heiligtum“ betätigt. Neben der Sorge für geistliche Berufe wird die Sorge um die christliche Familie unser großes Anliegen sein.

Wir haben vorhin davon gesprochen, daß die Massenmedien den apostolischen Einsatz erfordern. Dazu gehört auch, daß junge Menschen sich zu diesem verantwortungsvollen Dienst in den Massenmedien bereit erklären und so das Wort Christi erfüllen: „Praedicate super tecta, verkündet von den Dächern (Mt 10,27). Das Schönste, was das Konzil darüber gesagt hat, was die Laien betrifft, aber uns alle angeht, ist die Einführung unseres ganzen Tuns in das Opfer Christi und dadurch die Konsekration, die Weihe der Welt für Gott: „Alle Werke, Gebete und apostolischen Unternehmungen, das Ehe- und Familienleben, die tägliche Arbeit, die geistige und körperliche Erholung — wenn sie im rechten Geist getan werden — aber auch die Lasten des Lebens werden mit Geduld ertragen, »geistige Opfer, die Gott wohlgefällig sind durch Jesus Christus« (1 Petr 2,3). Bei der Feier der Eucharistie werden sie mit der Darbringung des Herrenleibes dem Vater in Ehrfurcht dargeboten. So weihen auch die Laien selbst, soweit sie durch heiliges Tun überall Anbeter (Gottes) sind, die Welt Gott.“ (RB n. 9 v. 2. 3. 80, S. 1).

### 3. Bischof Graber — Albertus Magnus als Marienverehrer

Über Albert den Großen als Marienverehrer sprach Bischof Dr. Rudolf Graber in seiner Predigt während der Albertus-Magnus-Gedenkwoche in Regensburg. Wenn Albertus auf Maria zu sprechen komme, wandle sich sein sonst so trockener Stil in eine Häufung von Lobpreisungen. Aus der Marienverehrung habe er auch starke seelsorgliche Motive geschöpft. Kein Theologe des Mittelalters habe mehr über die Gottesmutter geschrieben als Albert, der ihr einen wichtigen Platz in der Weiterführung des Erlösungswerkes zuweist und ihr den

Titel „Mutter der Gnade“ gab. Der Drang, die ganze Wirklichkeit zu erfassen, mache Albert nicht nur zum Mystiker, sondern in den Augen mancher Zeitgenossen zum Magier. Nach seinem Tod haben ihn die einen als Seligen und Heiligen verehrt, die anderen als Schwarzkünstler und Alchimisten bewundert. Zweifellos habe er es gewagt, in die Welt der Parapsychologie einzudringen. St. Albert müsse insbesondere als Schutzpatron gegen das Böse angerufen werden. Die päpstliche Heiligsprechungsbulle von 1931 erwähnt insbesondere die „Reinheit seines Lebens“. Diese Reinheit sei eine Frucht der Marienverehrung des Heiligen (RB n. 29, 20. 7. 80, S. 7).

### 4. Bischof Hengsbach — Eucharistie

Am 31. März 1980 veröffentlichte der Bischof von Essen eine „Neufassung der Bestimmungen über die Meßapplikation und die Meßstipendien in den Synodalstatuten“. Die Applikationspflicht an allen Sonntagen und gebotenen d. h. staatlich anerkannten kirchlichen Feiertagen, ist eine persönliche Pflicht des Pfarrers, der Rektoratspfarrer und der Pfarrverweser. Die „applicatio pro populo“ müsse in der Pfarrkirche geschehen; „jedoch kann der Verpflichtete, wenn er in einer Filialkirche das heilige Opfer feiert, auch in ihr seiner Applikationspflicht genügen. Wenn er von seiner Pfarrei abwesend ist, kann er frei entscheiden, ob er an seinem Aufenthaltsort selbst pro populo appliziert oder durch einen anderen Priester in der Pfarrkirche applizieren läßt“. Die Verordnung bringt ferner die Binationsvorschriften in Erinnerung. Das Meßstipendium ist in der Diözese Essen auf 5,— DM festgesetzt. Die Verordnung gibt außerdem Normen für die Verwendung von Binations- und Trinationsstipendien und belehrt über die Möglichkeit einer Reduktion der Verpflichtungen aus Meßstiftungen (Amtsblatt Essen 1980, 109).

## 5. Bischof Janssen — Gemeindekatechese

Im Anschluß an das päpstliche Schreiben „Catechesi Tradendae“ (OK 21, 1980, 83) veröffentlichte der Bischof von Hildesheim am 15. Februar 1980 „Pastorale Richtlinien zur Gemeindekatechese“. Gemeindekatechese ist „Voneinander Glauben erfahren — miteinander glauben“. Die Richtlinien sprechen ausführlich vom Begriff und von der Aufgabe der Gemeindekatechese, vom Ziel und von den Zielgruppen. Als Träger der Gemeindekatechese werden genannt: das Volk Gottes, der Bischof, die Gemeinde, die Priester. Die Richtlinien zeigen ferner die Abgrenzung und Zuordnung von Gemeindekatechese und schulischem Religionsunterricht, sowie von Gemeindekatechese und theologischer Erwachsenenbildung (Amtsblatt Hildesheim 1980, 91).

## 6. Bischof Stimpfle — „Confessio Augustana“

Der Bischof von Augsburg hat zum „Confessio Augustana“-Jubiläum 1980 einen „Offenen Brief“ an die BDJK-Führung, die Jugendseelsorger, die Geistlichen und Gläubigen seines Bistums gerichtet:

„Die Liebe Christi ist größer.“ Das Leitwort des 86. Deutschen Katholikentages schlägt eine Brücke zum Motto des Confessio-Augustana-Jubiläums 1980: „Den Glauben bekennen.“ Jesus Christus offenbart das Geheimnis des lebendigen Gottes, dessen Wesen Liebe ist. Den Herrn Jesus Christus werden wir gemeinsam mit den evangelischen Christen in Berlin wie in Augsburg bekennen. Wie der Katholikentag ein katholisches, so soll das CA-Jubiläum ein ökumenisches Glaubensfest werden.

Diese ökumenische Intention des CA-Jubiläums 1980 steht in Übereinstimmung mit der Confessio Augustana selbst, die ein Glaubensbekenntnis in der einen, katholischen, ja in der römischen Kirche sein wollte.

Die moderne Gesellschaft droht immer mehr eine „Stadt ohne Gott“ zu werden; im Grunde hungert sie nach Frieden und dürstet sie nach geistigen, sittlichen und religiösen Werten. Inmitten dieser säkularistischen und permissiven Gesellschaft werden wir uns zusammen mit unseren evangelischen Schwestern und Brüdern zum lebendigen Gott und seinem ewigen Sohn Jesus Christus bekennen. Durch den Glauben an den Herrn Jesus Christus wird der Mensch gerechtfertigt. Durch Christus erlangen wir die Vergebung der Sünden, den Frieden mit Gott und das ewige Leben.

### „Fest des Glaubens“

Die evangelisch-lutherische Landeskirche in Bayern, die das Confessio-Augustana-Jubiläum 1980 in Augsburg veranstaltet, will das Bekenntnis zu Jesus Christus als ein „Fest des Glaubens“ begehen. Wir sind eingeladen, das Freudenfest mitzufeiern. Wir sind dankbar dafür und feiern gerne mit, „denn die Freude am Herrn ist unsere Stärke“ (Neh 8, 10). Gewiß wird der Herr seinen Segen zu dem geben, was zu seiner Ehre und zur Verwirklichung seines Testaments, „daß alle eins seien“ (Joh 17, 21), geschieht.

### „Bekenntnis zur Kirche“

Unsere Teilnahme am CA-Jubiläum ist auch ein Bekenntnis zur Kirche Christi. Die Treue zu ihm, dem Haupt der Kirche, schließt die Treue zu seinem Leibe ein. Die Kirche ist ja sein Leib, er ihr Haupt. Haupt und Leib aber kann man nicht trennen. Wenn wir in Treue zu Christus und zu seiner Kirche am CA-Jubiläum teilnehmen, wird das gläubige Bekenntnis ein Zeichen der Gemeinschaft im Heiligen Geist werden, der die getrennten Kirchen zur Einheit führen kann und wird. Ohne den „Geist der Wahrheit“ (Joh 16, 13) keine Einheit im Glauben. Ohne die Einheit im Glauben keine Gemeinschaft im Herrenmahl, keine Teilnahme katholischer Christen am Abendmahl der evangelisch-lutherischen Kirche oder

evangelischer Gläubigen an der Eucharistie der katholischen Kirche. Die sogenannte Interkommunion kann also nicht als Weg zur Einheit beschritten werden. Das gemeinsame Herrenmahl wird eines Tages die Einheit der Kirchen besiegeln. Der Geist Jesu wird sie um so rascher schenken, je treuer wir uns von ihm leiten lassen.

*„Kein Ökumenismus ohne Bekehrung“*  
„Es gibt keinen echten Ökumenismus ohne innere Bekehrung“ (Zweites Vatikanisches Konzil, Unitatis redintegratio, Art. 7). Darum bitte ich Sie sehr, meine verehrten Mitbrüder und Mitschwester in Christus: bereiten Sie sich persönlich durch Gebet und Buße, insbesondere auch durch die von der Confessio Augustana und Martin Luther so hochgeschätzte Beichte auf das Confessio-Augustana-Jubiläum vor! Alle Jugendlichen lade ich ein, ihr Herz durch den Empfang des Bußsakramentes zu reinigen. Ein Fest des Glaubens kann man nur mit einem reinen Gewissen feiern, mit einem Herzen, das dem Herrn gefällt.

*„Treue zur eigenen Berufung“*  
Ebenso rufe ich die Jugend auf, die Freude am Herrn in die Eucharistiefeier einzubringen, die nach dem Glaubensfest im Stadion in St. Ulrich und Afra stattfindet. Dort werden wir, meine Schwestern und Brüder, vor dem Herrn und vor den Menschen bekennen, daß die eine, heilige katholische und apostolische Kirche, die unser Erlöser dem Petrus und den übrigen Aposteln zu weiden anvertraut hat, in der katholischen Kirche verwirklicht ist, die vom Nachfolger Petri und den Bischöfen in Gemeinschaft mit ihm geleitet wird, wie das Zweite Vatikanische Konzil lehrt (Lumen gentium, Art. 8). Wir wollen aber auch „die wahrhaft christlichen Güter aus dem gemeinsamen Erbe mit Freude anerkennen und hochschätzen, die sich bei den von uns getrennten Brüdern finden . . ., die für Christus Zeugnis geben, manchmal bis zur Hingabe des Le-

bens“ (Unitatis redintegratio, Ar. 4), wofür die Mitglieder der „Weißen Rose“ in der Zeit des Hitlerregimes ein hervorragendes Beispiel sind. Durch Treue gegenüber unserer eigenen Berufung dienen wir am wirksamsten der Erneuerung unserer Kirche wie auch der Einheit aller Christen.

*„Seele der ökumenischen Bewegung“*

Ungeduld ist keine ökumenische Tugend! Dagegen sind die „Bekehrung des Herzens und die Heiligkeit des Lebens . . . in Verbindung mit dem privaten und öffentlichen Gebet für die Einheit der Christen als die Seele der ganzen ökumenischen Bewegung anzusehen“ (a.a.O., Art. 8). Darum versammeln wir uns nach der Feier der Eucharistie wiederum mit unseren evangelischen Schwestern und Brüdern zur gemeinsamen Gebetsnacht im Dom (KNA).

#### AUS DEM BEREICH DER DEUTSCHEN DIÖZESEN

##### 1. Dienstbefreiung von Lehrern zur Teilnahme an Einkehrtagen

Eine Bekanntmachung des Generalvikariates Würzburg vom 15. April 1980 befehlet über ein Schreiben des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus vom 31. Januar 1980, das Weisungen gibt für die Dienstbefreiung von Lehrern zur Teilnahme an Einkehrtagen und Rüstzeiten der Schüler (Amtsblatt Würzburg 1980, 190).

##### 2. Erstkommunion

Eine Bekanntmachung des Generalvikariates Eichstätt vom 27. März 1980 befehlet über ein Schreiben des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus vom 4. März 1980, das Weisungen gibt für die Beurlaubung von Erstkommunikanten am Montag nach dem Weißen Sonntag (Amtsblatt Eichstätt 1980, 74).

### 3. Zulassung von nichtkatholischen Christen zur hl. Kommunion

Zur Frage der Zulassung von nichtkatholischen Christen zur heiligen Kommunion veröffentlichte das Bistum Eichstätt am 14. Mai 1980 folgende Richtlinien:

Das Dekret des II. Vat. Konzils „Über den Ökumenismus“ vom 21. November 1964 nennt zwei maßgebende Prinzipien für die „communicatio in sacris“: „Die Bezeugung der Einheit verbietet in den meisten Fällen die Gottesdienstgemeinschaft, die Sorge um die Gnade empfiehlt sie in manchen Fällen. Wie man sich hier konkret zu verhalten hat, soll unter Berücksichtigung aller Umstände der Zeit, des Ortes und der Person die örtliche bischöfliche Autorität in klugem Ermessen entscheiden, soweit nicht etwas anderes von der Bischofskonferenz nach Maßgabe ihrer eigenen Statuten oder vom Hl. Stuhl bestimmt ist“ (Ökumenismus-Dekret, Art. 8). Das Sekretariat für die Einheit der Christen hat hierzu am 14. Mai 1967 die angekündigten Ausführungsbestimmungen erlassen (Richtlinien zur Durchführung der Konzilsbeschlüsse über die ökumenische Aufgabe = Ök. Direktorium I, Art. 1, 2, 38 u. bes. Art. 55); am 7. Januar 1970 erging eine „Erklärung des Sekretariates für die Einheit der Christen zur Stellung der katholischen Kirche in der Frage gemeinsamer Eucharistie-Feiern konfessionsverschiedener Christen“ sowie am 1. Juni 1972 eine eigene „Instruktion für besondere Fälle einer Zulassung anderer Christen zur eucharistischen Kommunion in der katholischen Kirche“, mit einer ergänzenden „Erklärung“ vom 17. Oktober 1973.

Als zuständige Autorität legte die Deutsche Bischofskonferenz in Anwendung der genannten Dekrete und Instruktionen Folgendes fest: Einzelnen nichtkatholischen Christen darf die hl. Kommunion gereicht werden, wenn Todesgefahr besteht oder eine schwere Notlage (Verfol-

gung, Gefängnis) gegeben ist oder wenn es diesen Christen für längere Zeit nicht möglich ist, sich an einen Diener der eigenen Glaubensgemeinschaft wenden zu können. Zudem müssen folgende Voraussetzungen gegeben sein:

a) Der nichtkatholische Christ muß „persönlich seinen Glauben an die Eucharistie bekunden, der mit dem Glauben der Kirche übereinstimmt“ (Instr. 4, b); (Bei den orthodoxen Christen kann der rechte Eucharistieglaube vorausgesetzt werden; Christen der reformatorischen Bekenntnisse sind anzuhalten, ihren Glauben an die Eucharistie persönlich zu bekunden. Das kann geschehen in einem persönlichen Gespräch mit dem katholischen Priester).

b) Er muß ein geistliches Bedürfnis haben, d. h. ein Verlangen „nach Wachstum im geistlichen Leben und nach tieferer Hineinnahme in das Geheimnis der Kirche und ihrer Einheit“ (Instr. 4, b).

c) Er muß in der eigenen Glaubensgemeinschaft zu den Sakramenten zugelassen sein. Wiederverheiratete Geschiedene haben — gemäß der allgemeinen Ordnung der katholischen Kirche — keinen Zugang zur Eucharistie.

d) Gefordert ist selbstverständlich auch eine entsprechende Vorbereitung auf den Empfang der Eucharistie (durch Buße und Beichte).

e) Es muß der Wille vorhanden sein, „ein dem Evangelium entsprechendes Leben zu führen“.

Es ist auf die Gesamtheit der geforderten Bedingungen zu achten und „daher nicht erlaubt, bei einer objektiven und pastoral verantwortlichen Prüfung eine dieser Bedingungen außer acht zu lassen“ (Erklärung des Sekr. für die Einheit der Christen vom 17. Oktober 1973). Die Entscheidung darüber, ob die Voraussetzungen erfüllt sind, liegt in Zweifelsfällen beim Ortsbischof. Die Deutsche Bischofskonferenz erklärt ferner ausdrück-

lich: „Aus ökumenischem Denken heraus ist alles zu vermeiden, was der katholischen oder der nichtkatholischen Gemeinde zum Ärgernis gereichen könnte. Das gilt vor allem für gelegentliche Versuche, eine offene Kommunion oder Interkommunion zu erzwingen oder demonstrativ zu üben. Eine ohne die obengenannten Voraussetzungen gewährte offene Kommunion ist kein Weg zur Einheit, weil sie kirchliche Gemeinschaft vortäuscht, die nicht besteht. Die Priester sind gehalten, die Gläubigen über Sinn und Ziel der genannten Richtlinien zu informieren“ (Erklärung zur Instruktion). Aus gegebenem Anlaß wird hierzu ausdrücklich festgestellt, daß eine Familienfeier (z. B. anläßlich einer Taufe, Erstkommunion, Trauung) sicher nicht als „dringender Notfall“ im dargestellten Sinn anzusprechen ist, ganz abgesehen davon, daß in *jedem Einzelfall* sämtliche erforderlichen Voraussetzungen gegeben sein müßten und daß im Zweifelsfall die Entscheidung des Ortsbischofs einzuholen ist (Amtsblatt Eichstätt 1980, 95).

#### 4. Veräußerung von Kirchenvermögen

Über die „Genehmigungspflicht sowie Zustimmungs- und Anhörungsrechte bei Veräußerung von Kirchenvermögen (cc. 1529–1543 CIC)“ wurde im Bistum Essen am 25. April 1980 eine Verordnung veröffentlicht (Amtsblatt Essen 1980, 116).

### KATHOLIKENTAG IN BERLIN

#### 1. Eröffnung

Vom 4. bis 8. Juni 1980 fand in Berlin der 86. Deutsche Katholikentag statt, der unter dem Leitwort „Christi Liebe ist stärker“ stand.

Am Vorabend von Fronleichnam eröffnete Professor Hans Maier als Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken in der Deutschlandhalle zu Berlin den 86. Deutschen Katholikentag. Er erinnerte daran, daß die Einladung nach Berlin noch von Kardinal Alfred Bengsch ausge-

sprochen worden war, und er sprach auch das Schicksal dieser Stadt und dieses Bistums an: „Dieses Berlin ist nicht eine Stadt wie jede andere, auch wenn wir in ihr all das finden, was heute zum Bild von Metropolen gehört. In dieser Stadt wird erfahrbar, was Not und Aufgabe in Europa ist.“

Während der Eröffnungsfeier richtete sich der Bischof von Berlin, Dr. Joachim Meisner, mit einem Geistlichen Wort an die Teilnehmer. Darin sagte er unter anderem: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18,20). Unsere Erwartungen am Beginn des Katholikentages auf diese Gegenwart des Herrn können gar nicht groß genug sein. Sie kann aus den verschiedensten Interessengruppen und geschlossenen Gesellschaften eine wirkliche Gemeinschaft werden lassen: die Kirche Christi.

1. Christi Liebe ist stärker als *unsere Verslossenheit*. Als Kinder unserer Zeit haben wir wie mit einem Regenschirm unser Dasein mit einem Himmel nach unserem Format abgedichtet: niedrig, eng, kleinkariert. Himmel ohne Höhe und Horizonte.

Christus ist gekommen, um uns die Schirme aus der Hand zu nehmen, auf daß wir Höhe, Horizonte und Himmel über uns haben. Deshalb öffnete sich bei der Taufe Jesu im Jordan der Himmel und es erscholl eine Stimme: „Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Gefallen gefunden“ (Mk 1,11b).

Christi Liebe möge in diesen Tagen unsere Verslossenheit durchbrechen und uns die Erfahrung des hl. Stephanus schenken: „Ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen“ (Apg 7,56). Wer unter einem solchen offenen Himmel lebt, für den gibt es keine vernagelten, verfahrenen und verschlossenen Situationen mehr. Es gibt kein Land ohne Himmel.

2. Christi Liebe ist stärker als die gelegentliche, vorpfingstliche *Verschlossenheit unserer Gemeinden*. Als der Heilige Geist von oben in das Haus der Kirche hereinbrach, da öffneten sich ihre Türen und Fenster. Damit wird die Kirche zur Jakobsleiter, zur Einstiegsstelle Gottes in die Welt. Deshalb ist sie Haus des Heiles.

Der Katholikentag möge zur Jakobsleiter werden, zur Einstiegsmöglichkeit Gottes in die Welt und zur Aufstiegsmöglichkeit des Menschen zu Gott. Am oberen Ende der Leiter steht Gott, am unteren Ende der Mensch. Die Leiter ist schon heruntergelassen. Beginnen wir gemeinsam den Aufstieg. Nehmen wir alle Gehbehinderten mit.

3. Christi Liebe ist stärker als unsere *geschlossenen Gesellschaften*. Wie gelegentlich an den Türen von Hotels, so hängt über unserer Welt das Schild: „geschlossene Gesellschaft“. Wer nicht dazu gehört, muß draußen bleiben. Wen lassen sie draußen vor der Tür? Das Kind, das geboren werden möchte, den alten Menschen, der irgendwohin abgeschoben wird, und dazwischen viele, viele andere. Christi Liebe möchte uns den Innenraum des Katholikentages aufschließen, in dem es zwischen uns immer Raum gibt für den Herrn und damit für den letzten seiner Brüder, in denen er in besonderer Weise bei uns bleiben will, bis zur Vollendung der Welt.

## 2. Verlauf

Bei der Eröffnung präsentierte sich der deutsche Katholizismus in hoffnungsvoller Weise. Trotz organisierter Disziplin wurden Engagement und Sehnsucht nach gelebtem Glauben sichtbar. Viele Referenten berücksichtigten bei der Präsentation ihres Themas, daß zwei Drittel der Teilnehmer Jugendliche sind. Das Unbehagen vornehmlich der jungen Generation am heutigen Lebensstil und ihre Suche nach Alternativen formulierte die rheinlandpfälzische Kultusministerin Dr. Hanna

Renate Laurien in ihrer Eröffnungsansprache. Der Mensch, der „auf Konsum-Innerlichkeit reduziert“ sei, der keinen Bezug mehr zu anderen habe, konsumiere am Ende sich selbst. Von der Kirche erwartete sie als Mitglied des Geschäftsführenden Ausschusses des ZdK, daß sie „Zeichen für die Gleichrangigkeit des Unterschiedlichen“ setze. Wer die Unterschiedlichkeit von Mann und Frau als Vorwand für das Verweigern von Gleichrangigkeit benütze, sei mitschuldig, wenn heute Engagement für die Gleichberechtigung nicht selten in eine Revolte gegen die Schöpfungswirklichkeit umschlage.

Mit dieser These lieferte die Kultusministerin zugleich Diskussionsstoff für Glaubensgespräche im Begegnungszentrum der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands.

Die Foren waren recht unterschiedlich frequentiert. Die Suche nach einem alternativen Lebensstil zeigte sich etwa darin, daß Forum I („Kann man die Bergpredigt leben?“) besonders gut besucht war. Kann man sich kompromißlos für den Weg der Liebe entscheiden oder lassen sich Interessen und Ideale mittels Konflikt und Gewalt durchsetzen? Dieses Thema wie der Menschenrechte nahm sich auch der „Katholikentag von unten“ vorrangig an.

Forum II: („Gott ist die Liebe“): Wie kann unter heutigen Bedingungen die Erfahrung neu gelingen, daß Gott die Liebe und daß die Liebe göttlich ist?

Forum III: („In der Liebe Gott erfahren“): Welche Deutung hat mehr Recht: Wer die Liebe entdeckt, hat auch bereits Gott gefunden, oder: Liebe ist für mich der Himmel auf Erden, dazu brauche ich keinen Gott?

Forum IV: („Jesus ist anders“): Wer Jesus begegnete, kann nicht weitermachen wie bisher. Nachfolge Jesu aber ist nicht ungefährlich; Radikalität, Mut zum Anderssein gehören dazu, selbst Scheitern ist nicht ausgeschlossen.

Forum V („Viele Götter, aber kein Gott“), wo es um die selbstsüchtigen Machtansprüche, Drogen, sogenannte Jugendreligionen und mannigfaltige Ideologien, also die Götzen unseres Jahrhunderts ging. Forum VI („Lieben — wer kann das schon?“). Forum VII („An die Liebe glauben — in dieser Kirche?“). Forum VIII, wo in einem ökumenischen Dialog die Frage „Wer ist Christ?“ behandelt wurde. Forum IX mit dem Anliegen einer Erneuerung der Gemeinde aus der Eucharistie unter dem Thema „Wenn sich mehr wandelt als Brot und Wein“.

Was die Teilnehmer verband, war die Erkenntnis, daß sich die vielfältige Not dieser Welt nur durch Christi Liebe überwinden läßt. Kernaussagen waren etwa die Feststellung des Tübinger Theologen Prof. Walter Kasper, daß es nichts Revolutionäreres gebe als die Liebe, oder das von dem Münchener Philosophen Prof. Robert Spaemann abgelegte Bekenntnis, daß die Kette der Abwälzung des Bösen auf andere dadurch für immer durchbrochen worden sei, daß der vollkommen gute Sohn Gottes beispielhaft das Leid dieser Welt und das Gefühl der tiefsten Gottverlassenheit auf sich genommen habe, ohne sich zu verweigern. Und der Stockholmer Bischof Hubertus Brandenburg gab Antwort auf die Frage, warum sich Gott, wenn er wirklich existiere, die Sache mit seiner Welt nicht leichter gemacht habe, etwa durch Generalamnestie aller Sünder und Massenheilung aller Kranken, — warum der Umweg über das Kreuz? Antwort: „Schuld und Sünde sind die freie Entscheidung des Menschen, die vor Gott ihr Gewicht hat . . . Die Würde des Menschen, den Gott nach seinem Bild und Gleichnis geschaffen hat, ist für ihn selbst unantastbar.“

Das Katholikentagsmotto war gerade in Berlin als dem Schnittpunkt der in Ost und West zerteilten Welt besonders beziehungsreich.

Christi Liebe ist auch stärker als der Nord-Süd-Konflikt. Als lebendiger Beweis dafür wurde Mutter Teresa wie schon in Freiburg, so jetzt auch in Berlin wieder begeistert gefeiert, — bei der Überreichung eines Schecks über 470 000 DM durch die Filmschauspielerin Maria Schell ebenso wie bei dem Forum „Christi Liebe ist stärker“ in der Deutschlandhalle oder bei der Schlußkundgebung im Olympia-Stadion. Wenn man die Spendenfreudigkeit als Maßstab für die Solidarität mit der Dritten Welt betrachtet, dann zeigte sich diese Solidarität auch durch die Überreichung des „Friedenspreises für die Vicaria de la Solidaridad“ in Höhe von 480 000 DM an das Vikariat der Solidarität, eine Einrichtung des Erzbistums Santiago de Chile, die allen helfen will, die durch die herrschenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände in Chile in Not geraten sind oder verfolgt werden.

Auch Egoismus und Verschwendungssucht, Kennzeichen der westlichen Welt, lassen sich durch die Liebe Christi überwinden. In zahlreichen Forumsveranstaltungen legten Teilnehmer davon persönliches Zeugnis ab. Beispiele tätiger Nächstenliebe wurden bekundet, und immer wieder darauf verwiesen, daß Liebe ohne Gott unmöglich ist, daß Jesu Beispiel auch dem sinnlos erscheinenden Leid einen Sinn gibt, daß es keinen Haß und keine Schuld gibt, die nicht durch noch größere Liebe überwunden werden könnte (P. Hirschmann SJ), daß nichts gefährlicher sei als Reichtum und gemütliches Leben, nichts nützlicher als der Schmerz (Carlo Carretto), daß die Seligpreisungen den Weg aufzeigten, der auch die heutige Welt vor dem Abgrund rette.

P. Andreas Müller von der Missionszentrale der Franziskaner in Bonn formulierte treffend: „Wir produzieren Berge von Papier, überfüttern mit Informationen. Weniger wäre mehr!“

Für den Veranstalter überraschend, aber den Katholikentag besonders kennzeichnend war der starke Zulauf zum Geistlichen Zentrum, einer Oase der Stille, wo rund 50 Einzelberater, Psychologen und Psychotherapeuten, Ehe- und Erziehungsberater, Seelsorger und Ärzte zur Verfügung standen. Mehr als 100 Priester, die nicht immer ausreichten, hielten sich für Glaubens- und Beichtgespräche bereit. So zeigte sich die Spiritualität auf dem Katholikentag als Einheit in Vielfalt.

### 3. Aus der Botschaft des Papstes

In der Liebe Christi, die stärker ist als alles, grüße ich zur Eröffnungsfeier des 86. Deutschen Katholikentages in Berlin vor allem Dich, meinen geliebten Bruder, Bischof Joachim Meisner, als den neuen Oberhirten dieser angesehenen und schicksalsgeprüften Stadt. Zusammen mit Dir gilt mein herzlicher Gruß den zu diesen Tagen der Besinnung und des Gebetes in Deiner Bischofsstadt Versammelten sowie allen Gläubigen Eures von mir so geschätzten Heimatlandes. Es ist mir eine besondere Freude, Euch seit meiner Wahl zum obersten Hirten der Kirche zum ersten Mal in dieser unmittelbaren Weise meine besondere Verbundenheit und meine aufrichtigen Segenswünsche aussprechen zu können.

Die große Tradition der Katholikentage in Deutschland ist mir wohlbekannt. Sie sind für mich das markanteste Zeichen eines starken und einigen Laienapostolates in Eurem Land. Seit über hundert Jahren sind viele Initiativen zur Verlebendigung der Kirche und zur Erneuerung der Gesellschaft von den Katholikentagen ausgegangen. Diese Weise, sich als Volk Gottes gemeinsam mit den Hirten zu versammeln und den Aufgaben zuzuwenden, die sich für die Zukunft des Menschen und der Gesellschaft stellen, liegt ganz in der Richtung jenes Kirchenbildes, das uns das II. Vatikanische Konzil vor Augen gestellt hat.

Euer Bistum, liebe Berliner, hat schwer an den Lasten und Wunden der unseligen Zeitgeschehnisse zu tragen. Und doch ist das Leitwort des Katholikentages zugleich Eure persönliche Erfahrung: Christi Liebe ist stärker!

Wenn ich an dieses Wort denke, dann steht mir lebendig die Gestalt dessen vor Augen, der zu diesem Katholikentag eingeladen hat, Euer bisheriger verehrter Oberhirte Kardinal Alfred Bengsch, den der Herr so früh zu sich gerufen hat. Es ist kaum zu ermessen, wieviel Kardinal Bengsch für Christus und die Kirche in seinem Bistum und weit über sein Bistum in der Kraft der Liebe Christi gewirkt hat. Er hatte einen unbeugsamen Glauben an die Liebe Christi, und aus diesem Glauben konnte er unerschrocken den Weg weisen, aber ebenso in Verstehen und Güte Menschen stärken und aufrichten. Wie sehr die Liebe Christi sein Leben bestimmte, hat er Euch auch in seinem Testament gesagt. Ich möchte Euch allen zum Thema dieses Katholikentages besonders folgende Ermahnung aus seinem geistlichen Vermächtnis tief ins Herz schreiben: „Widersteht dem Ungeist des Hasses mit dem Geist der Liebe des Gekreuzigten, der noch in der Stunde seines Todes den Vater bittet, seinen Feinden zu vergeben.“

Wenn Ihr mich fragt, was ich Euch für die kommenden Tage brüderlicher Gemeinschaft wünsche, dann möchte ich Euch zurufen: Vereinigt Eure Anstrengungen mit dem Einsatz aller Getauften, die Liebe Christi aufrichtig zu leben und zu bezeugen, um gemeinsam eine Zivilisation der Liebe aufzubauen. Denn es gibt nichts, was unsere von Konflikten und Ungerechtigkeiten gepeinigten Welt, ja, jeder einzelne Mensch, bewußt oder unbewußt so sehr ersehnt wie die befreiende Botschaft und das tatkräftige Zeugnis der Liebe Christi. „Der Mensch kann nicht“, wie ich in meiner ersten Enzyklika betont habe, „ohne Liebe leben . . .“

Sagt in Berlin und in allen Euren Städten, in Euren Gemeinschaften und Familien dieses Ja zum Menschen im Namen der Liebe Christi besonders an die weiter, die ihre Menschenwürde, ihr Recht auf Leben und Freiheit nicht selber verteidigen können . . . (KNA) . . .

#### NACHRICHTEN AUS DEM AUSLAND

##### Schweiz: Das Ordensleben und die Kirche der achtziger Jahre

*An der Jahresversammlung der Vereinigung der höhern Ordensobern der Schweiz (VOS), die vom 1. bis 3. Juli 1980 im Bildungszentrum Neu-Schönstatt in Quarten stattfand, befaßten sich die Teilnehmer mit dem Thema „Leben aus dem Geist“. Dabei war die Frage, wie die Ordensgemeinschaften seit dem II. Vatikanischen Konzil ihre Erneuerung durchgeführt haben, Ausgangspunkt der Überlegungen der Ordensobern. P. Friedrich Wulf SJ, München, begleitete die Studientage mit seiner reichen Erfahrung und zeichnete den Weg in die Zukunft für die Ordensgemeinschaften. Bei diesem Anlaß verabschiedeten die anwesenden Ordensobern eine gemeinsame Erklärung, die allen Mitgliedern ihrer Gemeinschaften zugesandt wurde. Im folgenden dokumentieren wir den „Die VOS (Vereinigung der höheren Ordensobern der Schweiz) an die Mitbrüder ihrer Gemeinschaften zu einigen Fragen des Ordenslebens und der Kirche der achtziger Jahre“ betitelten Text.*

Das II. Vatikanische Konzil hat die Orden zur Erneuerung aufgerufen. Das Dekret *Perfectae Caritatis* und die entsprechenden Ausführungsbestimmungen im *Motu Proprio Ecclesiae Sanctae* zeigen mit aller Deutlichkeit auf, wie die geistlichen Gemeinschaften sich erneuern sollen, und daß die Reform nicht dem Belieben der einzelnen Gemeinschaften anheimgestellt ist. Die Synode 72 hat dieses Erneuerungsbestreben für die Orden in der Schweiz bestärkt und darauf hinge-

wiesen, wie religiöse Gemeinschaften viele Erneuerungen in der Kirche angestoßen und mitgetragen haben. Dieser bleiben den Aufgabe, in der Kirche erneuernd zu wirken, können sie aber nur nachkommen, wenn sie sich selber unablässig um die eigene Erneuerung bemühen.

In verschiedenen General- und Provinzkapiteln hat sich eine große Bereitschaft und ein starker Wille zur Reform gezeigt. Dadurch sind in den geistlichen Gemeinschaften, wie in der Kirche insgesamt, manche Hoffnungen und Erwartungen aufgebrochen. Viele Ordensleute haben sich im Glauben an die Führung des Geistes und mit Mut auf den Weg gemacht, um eine Antwort auf den Anruf Gottes in unserer Zeit zu finden.

##### *„Leben aus dem Geist“*

Unter diesem Thema hat die VOS im Juli 1980 sich zu ihren jährlichen Studientagen zusammengefunden. Wir, die Ordensobern, haben uns gefragt, wo unsere Gemeinschaften in der nachkonziliaren Erneuerung stehen und wie die Orden als geistliche Bewegungen auf die geistigen Aufbrüche unserer Zeit in der Zukunft antworten können. Rückblickend dürfen wir sagen, daß die Impulse des Konzils und der Synode in den meisten religiösen Gemeinschaften der Schweiz ernsthaft aufgegriffen wurden. Wir können aber nicht verschweigen, daß die Bemühungen um die Reform von Anfang an auch von Schwierigkeiten begleitet waren. Einige Mitbrüder fühlten sich überfordert. Andere wurden durch neue Lebensformen, Formulierungen und Optionen verunsichert. In letzter Zeit haben innerkirchliche Auseinandersetzungen Polarisierungen in verschiedenen unserer Gemeinschaften und das Aufeinanderprallen von Meinungen spürbar stärker werden lassen. Manche fragen sich, ob der Wille und die Bereitschaft zur Erneuerung in unseren Reihen noch in genügendem Maße vorhanden ist. Als verantwortliche Obere vieler Gemeinschaften in der Schweiz wenden wir uns

deshalb an unsere Mitbrüder, um sie zu ermutigen und zu bestärken, damit sie nicht resignieren, sondern gemeinsam weiter den Weg im Dienste der Vermittlung von Gottes Heil an die Welt und den Menschen unserer Zeit verfügbar gehen, wie uns das II. Vatikanum dazu einlädt.

#### *Ordensleben — auf dem Weg*

Orden und geistliche Gemeinschaften sind in der Kirche immer wieder als Erneuerungsbewegung entstanden. In der Nachfolge Jesu Christi sind wir aufgerufen, uns immer neu auf den Weg der Umkehr und Erneuerung zu begeben. Diese Grundhaltung jeden Ordenslebens möchten wir vor allem jenen Mitbrüdern in Erinnerung rufen, die sich angesichts der beträchtlichen Mühen auf dem Weg der Erneuerung nach der Zeit vor dem Konzil zurücksehen.

Allzu schnell wird die Vergangenheit glorifiziert, weil wir die Mühen scheuen, die begonnenen Reformen „in der Hitze des Tages“ durchzustehen. Erst wenn wir Ordensleute für Gottes Anruf in unserer Zeit offener werden, können wir zum hoffnungsvollen Zeichen seines kommenden Reiches der Gerechtigkeit und Liebe werden, eine wichtige Dimension des Ordenslebens. In diesem Licht können wir stets uns selbst wie auch unsere Institutionen mit ihren Aufgaben und Werken neu überprüfen und nach Möglichkeit verbessern.

#### *Zukunft und Nachwuchs der Orden*

Mit vielen teilen wir die sorgenvolle Frage, wie wir als kleiner und älter werdende Gemeinschaften den Auftrag, der Welt die Frohe Botschaft zu verkünden, in Zukunft in gleichem Maße erfüllen können. Der fehlende Nachwuchs ist aber nicht einfach eine Überlebensfrage, sondern eine Herausforderung, unseren eigenen Ordensweg kritisch zu betrachten.

Wenn einige voreilig meinen, sie können den Grund für den mangelnden Nachwuchs allein bei der heutigen Jugend oder nur bei bestimmten Mitbrüdern finden,

sollen sie sich ehrlich fragen, in welchem Verhältnis zur heutigen Generation sie selber leben. Wo in unseren Reihen Unzufriedenheit, Unsicherheit, Lieblosigkeit und Egoismus überhand nehmen, dürfen wir nicht erwarten, daß unsere Lebensform junge Leute überzeugt. Wenn wir uns ehrlich bemühen, als Ordensleute in unserer Zeit zu leben, erkennen wir auch, daß es nicht allein in unseren Händen liegt zu bestimmen, wann und wie Gott junge Menschen zum Leben nach den evangelischen Räten beruft. In diesem Sinne hat das Gebet um Berufungen einen wichtigen Platz.

#### *Seelsorge mit Menschen am Rand*

Aus den besonderen Charismen der Orden heraus gibt es immer wieder Mitbrüder, die in irgendeiner Form der Seelsorge den Weg zu den Menschen am Rande unserer Gesellschaft oder auch am Rande der Kirche finden. Wir anerkennen die große Arbeit, die diese Mitbrüder im Dienste des Evangeliums leisten, fragen uns aber ernsthaft, ob sie in unseren Gemeinschaften und in der Kirche insgesamt den nötigen Rückhalt und das unterstützende Verständnis finden. Wenn sie sich in ihrer Sorge für Verlassene und Einsame, Suchende und Enttäuschte exponieren, können sie oft nicht verstehen, daß in der Kirche wieder vermehrt das Befolgen von Regeln und Vorschriften und das Festhalten an klaren Wahrheiten als Maßstab der Zugehörigkeit zur kirchlichen Gemeinschaft gelten soll.

Wir erachten es als wesentlichen Dienst im Namen des Evangeliums, daß allen Menschen ohne Unterschied, auch besonders den Fernstehenden, Gottes Verheißung in Wort und Tat verkündet wird. Wir wissen uns in echter Solidarität mit unseren Mitbrüdern in dieser Sorge um die Menschen verbunden. Es ist auch die Sorge um jene, die in jüngster Zeit innerlich oder äußerlich aus der Kirche emigrieren, weil sie da keine Hoffnung mehr zu finden glauben, oder weil sie bestimm-

te Entscheide und Haltungen als unverständlich oder zu hart empfinden.

### *Bruderliche Gemeinschaft*

Als Obere verschiedenster Gemeinschaften haben wir die jüngsten Auseinandersetzungen in der Kirche mit ernster Sorge verfolgt. Zwar wissen wir, daß überall da, wo ernsthaft um Wahrheit gerungen wird, Konflikte entstehen können. Polarisierungen und die verhärteten Fronten, wie sie in einigen unserer Kommunitäten bestehen, sind aber ein Zeugnis gegen das gelebte Evangelium. Ohne bestehende Differenzen einfach überspielen zu wollen, oder gar autoritär für die eine oder andere Seite Partei zu ergreifen, laden wir alle ein, auch in solchen Auseinandersetzungen wahre Brüderlichkeit walten zu lassen.

Wenn die Mitbrüder sich bemühen, einander in Toleranz und Nachsicht zu verstehen und anzunehmen, ist auch in kleinen Gemeinschaften Platz für eine Vielfalt von Meinungen und Standpunkten. Wer jedoch hartnäckig auf seinem eigenen Standpunkt beharrt, gefährdet die Einheit im Geiste, mag er die Ansicht von noch so berühmten Persönlichkeiten zu vertreten meinen.

### *Im Dienst der Einheit*

Wahre Brüderlichkeit wünschen wir uns auch im Verhältnis von Lehramt, Theologie und kirchlicher Basis. In der Kirche sollte eine vor dem Evangelium vertretbare, für alle geltende und von allen akzeptierte Weise gefunden werden, wie mit unvermeidlichen Meinungsverschiedenheiten umgegangen wird. Das wünschen wir uns nicht nur unter Theologen, sondern auch in der Beziehung zwischen Lehramt und Theologie, Amt, Wissenschaft und Volk. Auch im Volk Gottes kann man die besonderen Voraussetzungen für einen echten Dialog nicht ohne Schaden weitgehend unbeachtet lassen. Wir sind der Überzeugung, daß die Bedürfnisse einer Pastoral für alle Menschen, die Ergeb-

nisse der heutigen Wissenschaften, die legitime Freiheit der Theologie und der Verkündigung, sowie die unverzichtbaren Aufgaben des Lehramtes durchaus mit dem unbedingt geltenden Anspruch des Wortes Gottes in Einklang zu bringen sind.

Wir setzen uns auch verstärkt für den Dienst an der Einheit aller Christen ein. Die pastorale Lage gerade auch in unserem Lande drängt. Die Gesprachskommissionen der verschiedenen christlichen Kirchen haben schon einen weiten Weg in der gemeinsamen Verständigung zururckgelegt. Daraus sind nun im Vertrauen auf den einen Herrn, Jesus Christus, und ohne alle Ängstlichkeit die Konsequenzen für das Leben der Kirche zu ziehen.

### *Unser Einsatz für eine gerechtere Welt*

Es ist bemerkenswert, wie oft und wie eindringlich in den letzten Jahren die Päpste, Bischofskonferenzen, Synoden und Ordenskapitel zur Frage der Gerechtigkeit in der Welt Stellung genommen haben. Viele kirchliche Verlautbarungen betonen mit aller Deutlichkeit, daß der Einsatz für eine gerechtere Welt untrennbar mit dem Auftrag der Kirche, die Frohbotschaft zu verkünden, verbunden ist.

Durch jene Mitbrüder, die als Missionare und Entwicklungshelfer arbeiten, sind wir in besonderer Weise mit den Problemen der Gerechtigkeit in der Dritten Welt konfrontiert. Dabei stellen wir fest, wie diese Mitbrüder von vielen hochherzig unterstützt werden, aber rasch ins Kreuzfeuer der Kritik geraten, wenn sie auf die Zusammenhänge zwischen dem Wohlstand in den Industrieländern und den Nöten in den sogenannten Entwicklungsländern hinweisen.

Probleme der Gerechtigkeit gibt es auch in unserem Land, ja in unseren religiösen Gemeinschaften. Daher hat sich die VOS an ihren Studentagen 1979 eingehend mit dem Thema „Glaube und Gerechtigkeit“ befaßt. Um zu erfahren, wie und wo sich

unsere Gemeinschaften für eine gerechtere Welt einsetzen, ist dieses Jahr eine Umfrage durchgeführt worden. Die Generalversammlung 1980 orientierte über das Ergebnis. Das Anliegen muß uns auch in Zukunft beschäftigen. Eine entsprechende Arbeitsgruppe soll uns helfen, die Anstrengungen für mehr Gerechtigkeit in der Welt, in unserem Land und in unseren Gemeinschaften zu intensivieren.

#### *Mitbrüder, die einen anderen Weg einschlagen*

Es gibt Mitbrüder, die nach ernsthafter Auseinandersetzung zur Einsicht gelangt sind, daß ihr Weg nicht länger derjenige ihrer Gemeinschaft ist. Dieses Auseinandergehen ist immer mit einer schmerzlichen Erfahrung verbunden. Dennoch war es in den letzten Jahren vermehrt möglich, in gutem Einvernehmen die Schwierigkeiten gemeinsam durchzutragen. Die Möglichkeit der Dispens hat dazu viel beigetragen. Daß nun viele Laisierungsgesuche in Rom anstehen und nicht behandelt werden, beunruhigt uns und viele Mitchristen. Wir kennen die Not, in die die gesuchstellenden Mitbrüder dadurch geraten sind. Daher gelangen wir an die zuständigen Stellen und bitten sie zu überlegen, ob nicht auch hier ein Dienst der Versöhnung im Geiste des Evangeliums angebracht ist, dies um so mehr, weil manche weiterhin einen Dienst in der Kirche übernehmen möchten. Wir sind der Meinung, daß bei solchen menschlichen Problemen der Ortskirche und den entsprechenden Ordensobern mehr Vertrauen und Entscheidungskompetenz eingeräumt werden müßte.

#### *Die gemeinsame Berufung aller*

-Das II. Vatikanische Konzil hat „die allgemeine Berufung zur Heiligkeit in der Kirche“ von Laien und Ordensleuten neu hervorgehoben. Diese gemeinsame Berufung haben wir Ordensleute immer wieder dadurch erfahren, daß uns Mitchristen in unserer Arbeit und Spiritualität und

durch Unterstützung unserer Anliegen in irgendeiner Form besonders nahe standen. Kirche lebt nur da, wo ihre Glieder in den verschiedenen Lebensbereichen miteinander und in Ergänzung zueinander ihre eigene Verantwortung wahrnehmen. Wir begrüßen deshalb alle Bestrebungen in der Kirche, die im Geiste des Konzils den Laien die ihnen zustehende Mitbestimmung und Mitverantwortung einräumen. In besonderem Maße unterstützen und schätzen wir den kirchlichen Dienst vieler Laien. Es ist falsch zu meinen, dadurch werde die Stellung der Ordensleute und der Kleriker im Leben der Kirche gemindert.

Ein wichtiges Anliegen ist uns auch die Stellung der Frau in der Kirche. Wir freuen uns darüber, wenn Frauen nicht mehr einfach wie Zweitklassmitglieder behandelt werden. Gerade in der großen Tradition der Orden finden wir viele Beispiele, die uns daran erinnern, was die Kirche den Frauen zu verdanken hat. Als Ordensmänner sind wir aufgerufen, alles daran zu setzen, daß unsere Schwestern in der Kirche den ihnen zustehenden Platz immer auch finden können.

Wir haben hier zu einigen Fragen Stellung genommen, die uns im jetzigen Zeitpunkt und für die Zukunft der Kirche und der Orden als wichtig erschienen. Wir sprechen sie als Worte der Hoffnung und der Ermunterung mit der Überzeugung, daß wir dann zu einem wahren Zeichen des kommenden Reiches Gottes werden, wenn wir für seinen Anruf offen bleiben. Wir laden unsere Mitbrüder deshalb ein, gemeinsam in der Zuversicht und im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit den Weg der Erneuerung mutig voranzugehen. Diese Erklärung wurde als Ganzes von den anwesenden Ordensobern, Mitglieder der VOS, einstimmig gutgeheißen.

Quarten, den 3. Juli 1980

Der Präsident: *Jean-Pierre Chevrolet WV*

Der Sekretär: *Jean Mesot SMB*

(SKZ n. 33—34/80, S. 493.)

## MISSION

### 1. Mitgliederversammlung des Deutschen Katholischen Missionsrates

Vom 18.—20. Juni 1980 fand in Würzburg (Himmelspforten) die Mitgliederversammlung des Deutschen Katholischen Missionsrates statt. Schwerpunkt der Versammlung war die Vorbereitung des „Missionarischen Pfingsttreffens 1981“ in Mainz. Einen Bericht über den Stand der Vorbereitung gab Prälat Jakob Aigner (MISSIO München). Professor Dr. Ludwig Bertsch SJ (Frankfurt/St. Georgen) war gebeten worden, über die missionarische Situation in Deutschland, und wie ihr zu begegnen ist, zu sprechen. Das Thema wurde anschließend in acht Arbeitskreisen vertieft und zu einigen praktischen Konklusionen geführt.

Pastor Peter Sandner (Vereinigte Evangelische Mission, Wuppertal-Barmen) berichtete über die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Melbourne.

Im Sinn von „Informationen aus Missionsländern“ gab der Laie Cosmas Kimbugwe einen Bericht über die Kirche in Uganda. Fr. John Chang IK (Seoul) sprach über Lebenserfahrung der Kirche in Korea. Die Mitgliederversammlung hatte einen neuen Vorstand des DKMR zu wählen. Der neue Vorstand setzt sich folgendermaßen zusammen: Präsident: Prälat Jakob Aigner (MISSIO München); Generalsekretär: Pater Dr. Karl Siepen CSSR (Köln); Mitglieder: Sr. Marita Fleißig SSpS (Erzdiözese Köln), Regierungsdirektor Hermann Scham (Diözese Rottenburg-Stuttgart), Sr. Margoretti Füchtenhans SSpS (Referentin für Weltmission in der VOD), Abt Dr. Anselm Schulz OSB (Erster Vorsitzender der VDO), Prälat Wilhelm Wisning (MISSIO Aachen). — Zum erweiterten Vorstand gehören (außer den oben genannten Mitgliedern des Geschäftsführenden Vorstandes): Frau Klara Begger (Diözese Osnabrück), P. Otto Fuchs MCCJ

(Erzdiözese Bamberg), Dr. Arthur Krimmel OMI (Diözese Fulda), Heribert Mürtz (Erzbistum Freiburg), Pfarrer Joachim Schwarte (Bistum Hildesheim); Dekan Arnold Poll (Päpstliches Missionswerk der Kinder); P. Albert Claus CSSp (Vertreter der Priesterorden), P. Silvester Neichel OFM (Vertreter der Priesterorden); Br. Hermann Arendes (Vertreter der Brüderorden); Sr. Anita Asbeck OP (Vertreterin der Frauenorden), Sr. Timothea Kronschnabl OSB (Vertreterin der Frauenorden); Dr. Gottfried Dossing (MISEREOR), Elisabeth Prégardier (ADVENIAT).

### 2. Geistliche Hilfe für die Mission

Die geistliche Hilfe für die Mission hat neben vielen anderen Formen eine konkrete Gestalt angenommen im Gebetsring: „Ihre Sorge — unser Gebet, unsere Sorge — ihr Gebet.“ Sieben deutsche Gebetsbilder und drei Gebetsbilder für Übersee in englisch, französisch und spanisch sind bisher herausgegeben. Die spanische Übersetzung ist für Lateinamerika, das jetzt auch in die Gebetsgemeinschaft einbezogen ist. Zur Verdeutlichung der Intension sei gesagt, daß nach dem Motto „An den anderen denken“ jeder Kontinent die Anliegen der jeweils anderen Länder erhält. So werden z. B. nach Afrika die Anliegen von Deutschland, Asien und Lateinamerika geschickt. Dieser Hinweis soll verständlich machen, daß der gelegentlich geäußerte Wunsch nach englischen Übersetzungen der deutschen Gebetsbilder nicht erfüllt werden kann, weil die englischen Bilder einen anderen Inhalt haben.

Die deutschen Gebetsbilder hat man nun auch in Großformat DIN A 4 (30 x 21 cm) nachdrucken lassen für Kirchen und Krankenhäuser, damit diese Texte leichter in einem Ordner gesammelt und so in den Gottesdiensten besser genutzt werden können.

Die Texte können bestellt werden bei MISSIO, Hermannstraße 14, 5100 Aachen.

### 3. Publikationen des Missionswissenschaftlichen Instituts

Ein weiterer Beitrag für den geistlichen Austausch sind die neuen Publikationen des Missionswissenschaftlichen Institutes MISSIO e. V. — Um die theologischen Entwicklungen der Ortskirche in Afrika, Asien und Ozeanien der Kirche in Deutschland bekannt zu machen, ist ein Informationsdienst: „Theologie im Kontext“ ins Leben gerufen worden. Zweimal im Jahr erscheint dieser Dienst über die Dritte-Welt-Theologie mit einer Zeitschriftenschau, mit Zusammenfassungen ausgewählter Beiträge, mit Berichten über theologische Konferenzen und mit einem Autoren- und Sachregister. Nach der Nullnummer im vergangenen Jahr ist im Januar 1980 das erste Heft erschienen.

## STAAT UND KIRCHE

### 1. Neugestaltung der gymnasialen Oberstufe

Beschluß der Kultusministerkonferenz vom 2. Juni 1977 in der Fassung vom 17. April 1980 über die einheitliche Durchführung der Vereinbarung zur Neugestaltung der gymnasialen Oberstufe (Bundesanzeiger Nr. 107 v. 13. Juni 1980, S. 6).

### 2. Schülerbeförderung

Im Lande Rheinland-Pfalz wurde am 2. Juli 1980 ein Gesetz zur Neuregelung der Schülerbeförderung und der Kindergartenfahrten veröffentlicht (Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Rheinland-Pfalz Nr. 14 v. 11. Juli 1980, S. 146).

### 3. Feiertagsgesetz

Am 21. Mai 1980 hat der Landtag des Freistaates Bayern ein Gesetz über den Schutz der Sonn- und Feiertage beschlossen. Das Gesetz bringt eine grundlegende Neuordnung der kirchlichen und staatlichen Feiertage (Bayer. Gesetz- und Verordnungsblatt Nr. 11 v. 30. Mai 1980, S. 215).

### 4. Sexualerziehung

Durch Gesetz vom 21. Mai 1980 wurde in Bayern eine Änderung des Gesetzes über die Sexualerziehung im Rahmen des Erziehungs- und Unterrichtswesens verfügt (Bayer. Gesetz- und Verordnungsblatt Nr. 11 v. 30. Mai 1980, S. 218).

### 5. Residenzpflicht des Pfarrers

Urteil des Rechtshofs der Konföderation ev. Kirchen in Niedersachsen vom 19. Juni 1978 über die Residenzpflicht des Gemeindepfarrers (Zeitschrift f. ev. Kirchenrecht 24, 1979, 390). — Leitsätze:

1. Die kirchengesetzlich festgelegte Pflicht eines Gemeindepfarrers, an seinem Dienstsitz zu wohnen und dort eine für ihn bestimmte Dienstwohnung zu beziehen, gründet sich auf die enge Bindung des Pfarrers an seine Gemeinde und damit auf seinen seelsorgerlichen und seinen Amtsauftrag. Sie verstößt nicht gegen höherrangiges Recht.

2. Befreiungen von dieser Pflicht sind nur in Ausnahmefällen von besonderem Gewicht möglich.

## PERSONALNACHRICHTEN

### 1. Neue Ordensobere

Pater Dr. theol. Viktrizius Veith OFM Cap (45), bisher Guardian des Kapuziner-Konvents und Dozent für Dogmatik an der Hochschule der Kapuziner und Franziskaner in Münster, wurde zum neuen Provinzialminister der rheinisch-westfälischen Provinz der Kapuziner mit Sitz in Koblenz gewählt (KNA).

Pater Anton E h m e r SVD (58), Rektor des Missionshauses St. Wendel, wurde zum neuen Provinzial der Oberdeutschen Provinz der Steyler Missionsgesellschaft mit Sitz in St. Wendel gewählt (KNA).

Pater Franz Xaver A n i n g e r MSC, bisher Superior der Niederlassung in Salzburg, wurde durch das Provinzkapitel der Oberdeutschen Provinz der Herz-Jesu-

Missionare zum neuen Provinzial gewählt.

Bruder Dominic Walsh wurde auf dem Generalkapitel der Alexianer-Brüder von Aachen zum neuen Generalobern gewählt (KNA).

Zum neuen Abtprimas der Augustiner-Chorherren wurde der Abt von St. Moritz (Schweiz), Mons. Angelin-Maurice Lovey, gewählt. Die Wahl erfolgte am 30. Juni 1980.

Sr. Emilia Grassi wurde am 2. August 1980 zur neuen Generaloberin der Comboni-Missionsschwestern gewählt. Sie war bisher Regionaloberin in Israel.

## 2. Berufungen und Ernennungen

Der Belgier P. Johannes Schotte aus der Kongregation vom Unbefleckten Herzen Mariens (Scheut) wurde zum neuen Sekretär der Päpstlichen Kommission „Iustitia et Pax“ ernannt. P. Schotte CICM arbeitete bisher im Staatssekretariat und war Sekretär der „Stiftung Pius XII. für das Laienapostolat“ (KNA).

Zu Konsulatoren der Kongregation für die Heiligsprechung wurden ernannt: P. Agostino Trapè OSA; P. Polykarp Zakar OCist; P. Magnus Löhner OSB; Don Luigi Bogliolo SDB (L'Osservatore Romano n. 145 v. 25. 6. 80).

## 3. Heimgang

Am 21. Juni starb im Alter von 69 Jahren Pater Heinrich Christ SVD, von 1965 bis 1971 Provinzial der Niederdeutschen Provinz der Steyler Missionare, St. Augustin. P. Christ war von 1940 bis 1954 als Missionar in China und von 1956 bis 1959 auf den Philippinen tätig. In den letzten Jahren wirkte er als Krankenhausseelsorger in Mönchengladbach.

Am 20. Juni 1980 starb in Rom im Alter von 75 Jahren Pater Dr. Kurtdietrich Büche CSSR. P. Büche war von 1963 bis 1967 Generalrat, anschließend Generalsekretär der Redemptoristen. Vor seiner

Berufung nach Rom war Pater Büche im deutschen Sprachgebiet als Volksmissionär und Exerzitienmeister tätig; er war Oberer verschiedener süddeutscher Niederlassungen der Redemptoristen.

Don Vincenzo Miano SDB, Sekretär des Päpstlichen Sekretariates für die Nichtglaubenden, ist am 28. Juni 1980 in Rom nach schwerer Krankheit gestorben. Er hatte am gleichen Tag sein 70. Lebensjahr vollendet (KNA).

Bischof Martin Elmar Schmid CMM ist am 18. Juni 1980 im Alter von 66 Jahren an den Folgen eines Herzinfarktes gestorben. Bischof Schmid leitete seit 10 Jahren die südafrikanische Diözese Mariannahill. Er wurde am 28. Oktober 1913 in Dewangen/Württemberg geboren. Im April 1938 erhielt er die Priesterweihe. Danach war er an verschiedenen Missionsstationen in Rhodesien tätig. Am 21. Mai 1970 hatte ihn Papst Paul VI. zum Bischof von Mariannahill ernannt (KNA).

Am 18. August 1980 starb im Alter von 86 Jahren P. Dr. Peter Schweiger CMF, von 1949–1967 Generalsuperior der Claretiner, zuvor Provinzial der deutschen Claretiner, und von 1968 an Superior und Novizenmeister im Missionshaus Dreifaltigkeitsberg, Spaichingen. Bis kurz vor seinem Tod war P. Schweiger hochgeschätzter Beichtvater und Schwestern-Spiritual. R.I.P.

*Joseph Pfab*